P. o.germ.
282
tb

. C. Geom.
282 tb. Drobisch

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Künstler-Museum.

Künstler-Novellen.

Künstler-Novellen.

Von

Theodor Drobisch,

Verfasser von: Leipziger Tage und Nächte; Paul Gerhard; Thron und Herz; Humoresken und Satyren u. s. w.

Bayerische Staatsbibliothek München

Leipzig, 1845.

Heinrich Hunger.

544. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Das Künstlerhaus.
Johann von Fiesole.
Adelaide Giorgi.
Das Invaliden-Concert.
Ludwig Devrients erste Schritte auf seiner künstlerischen Laufbahn.
Aus Ludwig Devrients Leben.
Nicolo Paganini.

Eingang.

Was ist die Kunst? — ein Quell im Wüstenland,
Ein heil'ger Dornbusch, der von selbst entbrannt;
Ein Himmelreich, das um die Erde freit,
Dein Name Kunst: — es ist Unendlichkeit!

Der Künstler doch ist meistens Kind der Zeit,
Heroen nur, gerüstet zu dem Streit,
Verlieh die Urkunst Hebel zu erdenken
Die Zeit zu richten und die Zeit zu lenken.

Doch Künstler sein, so recht aus Herzens Drang,
Es ist ein schwerer dornenvoller Gang;
Sein Leben ist ein zitternd Abendroth;
Ein leckes Schiff, von Well' und Sturm bedroht.

Bis kühn der Geist die Riesenschwingen regt
Und wild empört die morsche Form zerschlägt,
Zum Raub der Gruft, zur feilen Gräberspende,
Den todten Leib, der Seele Excremente.

Ja! in dem Tod das Leben zu erschau'n,
Das ist der Dichter Hoffnung und Vertrauen,
Denn wer mit Kraft im Reich der Kunst besteht
Der hat ein Recht zu nennen sich Poet.

Und wenn die Welt ihm Alles schuldig blieb,
Den unverwüstlich eingeimpften Trieb,
Den Seelendrang zu dichten, zu gestalten,
Kann keine Macht der Erdenwelt zerspalten.

Drum, wenn die Zeit geschlossen ihren Lauf,
So wahrt ihr Thun für alle Zeiten auf;
Denn wie Idee ließ ihre That entstehen
Führt ihre That uns wieder zu Ideen.

Künstlerhaus.

Das Künstlerhaus.

Kaum hatte die Sonne ihre Weih- und Dankopfer auf den Bergen angezündet und ihre ersten Strahlen auf die Giebeldächer der alten freien Reichsstadt geworfen, als die Bürger daselbst eilten, die Pforten und Eingänge ihrer Häuser mit Fahnen und grünen Maien zu schmücken. Der blaue ätherreine Himmel schaute so friedlich darein und mit dem fünften Glockenschlage ertönten die Cymbeln und Posaunen zur Ehre des dreieinigen Gottes.

Wahrlich! so schöne Pfingsten waren noch nicht gekommen, seitdem man die Ausgießung des heiligen Geistes in Deutschland gefeiert; aber heute war für die Bürger ein hoher festlicher Tag, denn der Dom, dessen Bau fromme Väter begonnen und der heilige Ernst jener Zeit ausgebaut, sollte feierlich eingeweiht werden. Von allen Heerstraßen kamen Fremde zu Roß und Wagen herbei. Abgeordnete und Stellvertreter des Kaisers, begleitet

von einem zahlreichen Gefolge, waren in den Häusern des Rathes untergebracht oder hatten sonst bei den vornehmen Bürgern der Stadt Herberge genommen. Die Gilden und Innungen hatten schon Monden vorher Vorbereitungen getroffen, ihr Schärflein zur Verherrlichung des hohen Festes beizutragen. Die Tuchmacher und Bordenwürker hatten Kanzel und Altar bekleidet und zur Verwendung der Gewänder für Bischöfe und Diaconen hatten die Kaufherren gar reiche Stoffe aus den Treßkammern zu Florenz kommen lassen. Die Jungfrauen der Stadt hatten thätig mit Hand angelegt und all' die herrlichen Sachen nebst den heiligen Gefäßen waren in den Curien aufgestellt.

Hoch in die Wolken ragte das steinerne Riesenwerk, der hohe gottgeweihte Tempel. Gar herrlich und seltsam nahm sich das steinerne Laubwerk aus, welches die Säulen umgaben, auf deren Fußgestellen und Baldachinen die Heiligen standen, während reiche Glasmalerei aus den großen Bogenfenstern herabschimmerte und vergoldet von den Strahlen der Sonne, die in den Spandrillen angebrachten Engel mit einem Heiligenschein verklärten.

Unweit des Domes, in stiller friedlicher Abge-

schiedenheit lag inmitten eines Gärtchens ein kleines nettes Haus. Nur hier und da lugte die weiße Wand durch das grüne Weinlaub, das sich bis an den Giebel emporrankte. Im Garten standen mehrere Statuen, die sich unter dem frischen Grün gar herrlich ausnahmen. Ja! das Ganze sagte: hier wohnt ein Künstler, und so war's.

Vater Traun, der alte biedre, geschätzte Bildhauer, Ehrenbürger der freien Stadt, Vater von zwei holden Töchtern, lebte hier wie ein Patriarch des Alterthums, nur für sich, die Seinen und — für die hohe herrliche Kunst, für die er erglühte in gar heiligem Eifer und ihm nebst seinen Töchtern der erheiternde und troststreiche Genius seines Lebens war. Obgleich schon die Zeit sein Haar gebleicht, so lebte er doch wieder auf, wenn er auf seine zwei Kinder blickte, die in blühender Fülle der Gesundheit emporgewachsen und zu den schönsten Jungfrauen gehörten, welche die Stadt in ihren Mauern barg.

Kunigunde, die Aeltere, war ganz das Ebenbild der verstorbenen Mutter; es war die wirthliche Hausfrau, und auf ihrer Stirn, von schwarzen Locken umschattet, thronte der Ernst, der dem Ant-

litz der Jungfrau die Würde verleiht, welche man so gern wahrnimmt.

Elsbeth, die Jüngere hingegen, war lebhaften Temperaments und in harmloser Unschuld verlebten sie Beide die Tage an der Seite ihres Vaters, der, obgleich ernst und streng, doch durchaus kein Murrkopf war. Nein! es war ein ächtes Künstlergemüth. Sein Herz, empfänglich für das Schöne und für jeden Eindruck offen, schlug für das Wohl seiner Kinder, denen er jedwede Freude gönnte, die am Horizonte des Lebens auftauchte.

In dem Hause des alten Traun war es heute sehr lebhaft, denn eine Deputation aus der Mitte der ehrenfesten Bürger hatte sich zu ihm begeben, und ihm einen silbernen, mit erhabenen Figuren gearbeiteten Pokal als ein Zeichen der Werthschätzung übergeben, denn der alte Traun hatte ja den Hochaltar geschaffen, der unter dem Gesang der Schüler aus seiner Werkstatt gegangen und bereits im Dom aufgestellt war.

Umgeben von seinen beiden Töchtern, hielt er den Pokal in seiner Hand und dankte der ehrenwerthen Bürgerschaft für so köstliches Gefäß in einfach schlichten Worten. Während die Rede des

Alten alle Herzen ergriff, begannen die Lautenschläger und Harfenirer vor der Thür wiederum aufzuspielen und die Freude zog ein in alle Herzen. Die Bürger entfernten sich, Jubel und Freudenruf erscholl auf den Straßen und öffentlichen Plätzen.

Nachdem das Haus leer geworden, besah Vater Traun den Pokal mit seinen Töchtern von allen Seiten, und lasen all' die Namen der Geber, die am Rande eingegraben waren. — Ja, hub der wackere Bildhauer an, es ist ein hohes, edles Gefühl, sich von seinen Mitbürgern geachtet und geehrt zu wissen. Heil dem Mann, dessen Name einen guten Klang hat und die öffentliche Meinung als einen Ehrenmann bezeichnet, er hat mehr denn Grund und Güter. Er schloß den von Schnitzwerk umgebenen Glasschrank auf und stellte den Pokal in den Schrein, wo er gar zierlich prangte und sein Silberlicht hervorleuchten ließ.

Als dieß geschehen und der Alte sich nochmals am Anblicke des Ehrengeschenkes gelabt, ermunterte er die Mädchen zum Frohsinn und zur Freude.

Ja! fröhlich! erwiederten Kunigunde und Elsbeth, indem ein merklicher Seufzer ihre Worte begleitete.

— Was habt ihr denn zu seufzen, nahm der Vater das Wort, indem er beiden in's Gesicht schaute, als wolle er da die Ursache herauslesen. Munter, munter! denn heute will ich lauter fröhliche Gesichter in meinem Hause sehen.

— Ach, Vater! ließen sich die Töchter vernehmen, das Gesicht läßt sich wohl verändern, aber nicht hier — das Herz.

— Wie? das Herz? Das weiß der liebe Himmel, was ihr immer mit dem Dinge habt. Ich weiß aber wohl, wo euch der Schuh drückt.

— Sie wissen es! jauchzte Elsbeth auf. Ach, lieb Väterchen! rathen Sie einmal.

— Nun, da ist kein Kopf zerbrechen dabei. Es ist ein Maler und ein Orgelbauer. Der eine heißt Robert, der andere Friedhold.

— Getroffen, getroffen! ertönte es aus dem Munde der Töchter, indem sie dem Alten etliche Küsse auf die Lippen drückten und sich inniger an ihn anschmiegten.

— Schmeichelkatzen! gehen mir um den Bart herum, wollen mich weich machen.

— Ach, Väterchen! nahm die scherzende Elsbeth das Wort, wir gehen für Dich durch's Feuer; denn

wir haben Dich ja so lieb, so lieb. Aber über Eins haben wir uns recht oft gehärmt und — es war nicht hübsch von Dir, daß Du den Robert und den Friedhold in die weite Welt hinausgeschickt hast.

Kinder, das versteht ihr nicht. Robert ist ein Maler und Friedhold ein Orgelbauer. Beide sind Künstler. Ein Künstler muß Welt und Menschen kennen lernen. Das deutsche Reich ist zwar eine Werkstätte der Künste; ein Künstler aber muß reisen, muß sich bereichern in der Wiege der Wissenschaften, und diese Wiege ist Italien.

— Italien eine Wiege? ließ sich Elsbeth vernehmen. Ach, Väterchen! ich glaube, es ist mehr ein Sarg; denn wenn ich an die bösen Banditen denke, die weiter nichts als Gift und Dolch bei sich führen, da wird mir zu Muthe wie den Kindern, wenn der Knecht Ruprecht an die Thür pocht.

— Ach, Narrenspossen!

— Nein, Vater! wahrlich keine Possen, fiel ihm Elsbeth in die Rede, mir geht es ebenfalls so, denn wenn ich an die Sümpfe, Grotten und feuerspeienden Berge denke, da überläuft's mich ganz heiß.

— Einbildung! — Gerade der Künstler bedarf großartiger Naturscenen. Italiens ewiger Frühling,

die wilden Charaktere seiner Nation, die Vulkane, Rom mit seinen Alterthümern und seiner Geschichte, regen die Phantasie an, und der Vatican zu Rom mit seinen Gemälden und Statuen ist eine Welt, wo der Maler erst ein Künstler wird.

— Mein Robert ist ja aber ein Portrait- und Historienmaler. Er malt die Gesichter der hübschen Mädchen mit dem kleinen küßlichen Munde und den blonden Locken, da kann er doch nichts profitiren, wenn er den Vesuv ansieht mit seinem häßlichen Schlunde, der alle Tage Feuer speiet.

— Ja wohl, Schwester, Du hast recht. Ich weiß auch nicht, was mein Friedhold in diesem Pomeranzenlande soll. Er ist ein Orgelbauer und die heißen giftigen Winde, die in Italien wehen, wird er doch gewiß nicht passend für seine Blasebälge finden. Es heißt ja: Bleib' im Lande und nähre Dich redlich. In Italien soll aber die Hälfte der Menschen Spitzbuben sein.

Vater Traun lachte; die Mädchen aber fielen an seine Brust und riefen: Ja Du lachst und wir, wir möchten weinen.

— Kindereien! Reisen in fremde Länder machen erst den Mann.

— Reisen? sagte Kunigunde, indem sie verwundert den Vater ansah. Unser Nachbar, der Posaunenmacher Ehrentraut und der Goldschmied Diethelm, oben am güldenen Brunnen, sind auch nicht gereis't...

— Und bekamen so gut Familie, wie die Gereisten, setzte Elsbeth hinzu. Ja, ja, Väterchen! ich kann ein Liedchen singen von einem so Reiselustigen, das Jedem zur Warnung dienen sollte, dem es nicht im trauten Vaterlande gefallen will. Hier griff sie nach der Laute, die am Stuhle lehnte und begann mit lieblicher Stimme:

Ein junger Bursch ging in die Welt,
Und weil ihm gar zu gut
Sein allgetreues Liebchen war,
Pflanzt sie ihm auf den Hut
Beim Abschied einen grünen Zweig
Und ging mit bis zum Unkenteich.

Hier gab sie ihm noch einen Kuß
Und ihr erspartes Geld;
Dann sprach er still: Ade! Ade!
Und wandert in die Welt.
Doch schon im nächsten Tannenhain
Sprang wild ein Räuber auf ihn ein.

Gieb her Dein Geld, sonst schieß' ich Dich
Mit einer Kugel todt;

Gieb her, Dein Röcklein und den Hut,
Die Kinder schrein nach Brod.
Der Arme weinte, tobt' und schrie,
Doch Alles war verlor'ne Müh'.

Der Räuber floh mit Gut und Geld,
Sagt nicht einmal Ade!
Der Arme sah dem Diebe nach
Und seufzte still: O Weh!
So kehrt er heim bei Mondenschein,
Und stellte flugs das Wandern ein.

— Ach, ich wüßte nicht, fiel hier Kunigunde ein, wenn einmal mein Robert ohne Hut und Wams einwandern sollte, ich grämte mich schier zu Tode.

— Ruhig, Kinder, die Prüfungszeit ist um. Eh' sich vielleicht wiederum der Mond füllt, kommen sie hier an und erzählen im trauten Kreise, was sie erlebt haben. Dieß wird mich erinnern an die Tage meiner Jugend, wo ich hier in meine Vaterstadt heimkehrte und um eure selige Mutter freite.

— O, wenn sie nur schon da wären, dann dürfen sie nicht wieder fort, erklang es aus dem Munde der Jungfrauen. Nein, gewiß nicht, sagte Elsbeth, die schon im Geiste sich all' die Scenen des Wiedersehens vormalte. Nein, das falsche Ausland mit

seinen Sprachen, die man nicht versteht, kann ich gar nicht leiden, und wenn mein Friedhold ja einmal in fremder Zunge sprechen sollte, so werde ich seinen Mund mit einem Kusse versiegeln und ihm blos die zwei kleinen deutschen Wörtlein sagen: Liebe! Heimath!

— O, ihr guten Kinder! sprach Vater Traun, an euch ist die Welt mit ihren Schattenseiten noch nicht vorübergegangen. Die Jugend muß sich dem Aufgange, der Zukunft zuwenden, das Alter blickt in die Vergangenheit. Wollte der Himmel, ich hätte noch die Kraft wie ehedem, ich griff noch heute nach dem Wanderstabe und pilgerte hinaus in die Welt. Wer aber so wie ich, sechzig Jahre am Wege des Lebens gestanden, der ist müde worden und muß sich begnügen — mit der Erinnerung.

Nach einer Pause trat Kunigunde näher zum Vater hin, legte ihr Lockenhaupt auf seine Schulter, und sprach: Vater, sagt einmal, wie alt war denn die Mutter, als Ihr um sie freitet.

— Neunzehn Jahr.

— Und ich bin schon vergangene Lichtmessen neunzehn gewesen — erklang es in einem weinenden Tone.

— Nun, nun, kommt Zeit, kommt Rath.

— Jung gefreit, hat aber nie gereut, versetzte die schelmische Elsbeth. Und wenn mein Friedhold kommt und fragt an, Väterchen, Väterchen!

— Hahaha! mein Wort! ich habe es noch nie gebrochen und werde es halten, wenn nämlich Beide Proben ihres Fleißes abgelegt. Talent haben sie bewiesen, aber ich will Schwiegersöhne haben, die es anzuwenden wissen und euch Ehre machen.

— Ei! das werden sie gewiß.

— Darum behaltet frohen Muth. — In zwei Stunden geht es hin nach dem Dome, ich will hinaufgehen und mich ein wenig dazu schmücken; denn ich habe ja den Altar gebaut und wie ich vernommen werden mehrere der Bürger vor mein Haus kommen und mich abholen.

— Die Bürger? Ach wie schön, und der herrliche Morgen!

— Ja, durch Gottes Huld und Gnade. Ihm laßt uns heute aus vollem Herzen danken, denn er allein ist es ja, der Alles glücklich zu Ende führt.

Von Elsbeth begleitet, schritt er über die Schwelle. Kunigunde ging sinnend im Zimmer auf und nieder. Bald blickte sie auf nach dem reinem Him=

mel, bald in das grüne üppige Gebüsch des Gärtchens. Ach! es war ihr, als wüßte sie auch, wie das Blühen thut. Die Zeit der Rosen, die beseligende Zeit einer glücklichen Liebe zog an ihr vorüber, und heute, an dem Tage, wo es so viele Glückliche gab, wollte sie die Freude nicht allein genießen, denn die Liebe will ja Alle glücklich wissen. Unbewußt ergriff sie die Laute. Da rauschte wie Geisterstimmen plötzlich ein voller Accord aus den Saiten und hallte in ihrem Herzen wieder, wie eine selige Erinnerung aus den Tagen der Kindheit. Noch einmal griff sie in die Saiten. Fromme Weiblichkeit, heitere Liebe, Hoffnung und Sehnsucht sprachen aus den Tönen, und während selbige in wunderbarer Mischung in die Empfindung von Leid und Wonne übergingen, sang sie folgendes, von einfachen Accorden begleitete Lied:

Ueber jene blauen Berge
Möcht' ich wandern, möcht' ich ziehn,
Wo im Laube die Orangen
In dem Gold der Sonne glühn.

Dort, an des Geliebten Seite,
An der Tiber grünem Strand,

Möcht' ich weilen mit dem Guten
In der Künste Heimathland.

Wollt ihm reichen alle Farben,
Wenn er malt ein Engelsbild,
Und ein deutsches Lied ihm singen,
Das aus deutscher Brust entquillt.

Winde, bringt auf euren Flügeln
Meine Grüße zu ihm hin;
Saget ihm, ihr grauen Wolken,
Daß ich sein auf ewig bin.

Ja, „sein auf ewig bin," erklang es nochmals, indem sie mit einem kräftigen Accorde schloß und allen Schmelz der Stimme hineinhauchte. Es schien, als sei eine wunderbare Beruhigung über sie gekommen, als wenn sie ein Leid von ihrer Brust herabgewälzt und nun hineinschaue in den Himmel, an dem sich der Friedensbogen wölbt oder aus dessen duftgewobener Bläue die flimmernden Sterne ihren Frieden abspiegeln. — Ja, in solchen Stunden macht sich das Herz so gern Luft im Gesange; denn es ist ja der Gesang in tiefgefühlten Augenblicken des Lebens oft das einzige Organ und Bild für ein Gefühl von unendlicher Dunkelheit, wo keine

andere denkbare Darstellung genügt. Wenn die Brust überschwillt von seligen und wehmüthigen Empfindungen, und Gefühle wie duftende Knospen aus allen Zweigen und Aesten des menschlichen Herzens dringen und eine die andere im Aufkeimen zu ersticken droht, dann möchte man die Seele heraussingen aus sich selbst; in Lauten und Accorden möchte man sich auflösen, auf den Fittigen des Gesanges den Fesseln des Körpers entschweben und jauchzend mit hinaufflattern in die Himmel ewig goldener Lust.

Die Sängerin legte die Laute bei Seite und, stets an Thätigkeit gewöhnt, ging sie jetzt nach der kleinen aufgestellten Staffelei, wo sie ein männliches Portrait enthüllte, das noch im Werden begriffen war. Nachdem Kunigunde selbiges mit funkelnden Augen betrachtet, sprach sie: Je mehr ich an meinen Robert denke, desto mehr gewinnt das Bild an Frische und Leben. — O, mag immerhin der Vater an meiner Kunst zu tadeln finden, hier, an dem Munde ist gewiß kein Fehler, er ist herrlich getroffen und mir ist's immer, als ob er sich öffnen und sagen wollte: Kunigunde! ich komme bald, recht bald zu Dir.

Wie sie sich niedersetzte und ihr Werk begann, hüpfte Elsbeth zur Thür herein und sprach: Nein, Schwester, die grünen Maien vor der Thür sind herrlich anzuschauen. Ach, das duftet und riecht. Aber, Schwester, der Pokal, den Vater bekommen, ist doch herrlich, und weißt Du, was der Vater sagt? er soll nicht eher angerührt werden, als bis zu unserer Hochzeit. Robert und Friedhold sollen den ersten Trunk daraus thun.

— Ach! seufzte Kunigunde, da kann er wohl lange im Schreine stehen.

— Meinst Du? — Es wäre doch recht schade, wenn er blind werden sollte. Aber an dem Tage, wo er das erste Mal gefüllt wird, da will ich ihn putzen, daß sich das Morgenroth darin spiegeln soll. Ja, ja! wir werden sie bald wiedersehen, denn ich habe die Sternblume und den Gukuk gefragt und die haben mir Antwort gegeben.

— Wirklich? O! es ist doch recht schön, wenn man noch Jemand um sich hat, der mit fühlt. Getheilte Freude ist doppelt süß, und getheilter Schmerz Balsam auf die Wunde. — Komm, setze Dich zu mir her.

— Bin schon dabei, denn ich will noch etwas sticken,

damit die Goldfäden in das Blumenwerk kommen, sonst möchten mir die Spinnen den Rahmen überziehen. Ach! hier in der Ecke sitzt schon eine.

-- Eine Spinne? die bringt Glück. — Während Elsbeth nach der geöffneten Thür ging, trat sie plötzlich zurück und rief: Ach! da kommt ein Pilger mit Stab und Muschelhut.

— Was? ein Pilger? versetzte Kunigunde, indem sie hastig aufsprang und hinausblickte.

— Ja, er ist schon im Garten und sieht sich ganz schüchtern um. Wenn nur der Vater da wäre oder die Magd.

— Wahrhaftig, da ist er, hat einen Bart wie ein Jude. Ach! da kommt noch Einer. Ich rufe Hülfe.

— Ich verstecke mich.

Husch! waren sie verschwunden. Jede in ein Zimmer, die an die Stube stießen. Die Pilger traten ein und schauten sich im Zimmer um. Sonderbar! begann der Eine, still und öde wie in einer Klause. Sollten Alle von hinnen gegangen sein? wenn sie wüßten, daß — da öffneten sich gleichzeitig die Thüren und zwei Lockenhäupter sahen in banger Erwartung herein. Da verneigten sich die

Kuttenträger, legten die Hände auf die Brust und sprachen: Zwei arme Pilger entbieten Gruß und Frieden.

— Schönen Gruß! hochwürdige Herren! entgegneten noch etwas zaghaft die Mädchen, indem sie langsam herbeischritten.

— Nichts für ungut, ihr lieben Mägdelein; gönnt zwei armen Pilgern nach langer Reise eine kurze Rast. Wir zögerten, die Schwelle zu betreten, doch an dem Hause nisten Schwalben und wo die nisten, da wohnt der Friede.

Mit Freuden gewährten die Töchter des Hauses den frommen Brüdern diese Bitte und Kunigunde war schon im Begriff, den Pilgern einen Labetrunk zu holen, als dieselben dieß verweigerten, da dieß nicht von Nöthen sei, indem sie nur ein wenig ausruhen wollten. Mit größter Bereitschaft rückten die Mädchen zwei Sessel in die Mitte der Stube und setzten sich wieder an ihre Arbeit. Nachdem von beiden Seiten über das Fest Rede gepflogen worden, waren die Pilger allmählig näher gerückt und betrachteten die Werke von kunstgeübter Hand.

— Fürwahr! ein hübscher Mann, rief der Eine,

der an Kunigundens Seite Platz genommen, als er das Bild betrachtete.

— Das will ich meinen, erwiederte die Malerin, indem sie einen feurigen Blick auf das Bild warf und dann emsig die Farben zu mischen begann. — Der Pilger gegenüber, welcher die Stickerei der Elsbeth betrachtete, versicherte mit Kennermiene, daß selbige fürtrefflich sei, was ihm die schelmische Blondine als eine Schmeichelei ansann.

— Recht männliche Züge, ein schönes Profil! begann wiederum der Betrachter des Bildes, der immer näher gerückt war.

Ja, das muß wahr sein, aber — das Original ist doch noch hübscher.

— Das Original? ist dieß denn nicht zugegen?

— Augenblicklich nicht. Ich male aber nach einem Bilde, das man Erinnerung nennt.

— Erinnerung? O, das ist ein bleiches Modell, denn die Zeit verwischt gar so gern die Umrisse. Wie wäre es, wenn — wenn ich zu dem Bilde säße. —

Kunigunde lachte laut auf und sagte: Ihr, Herr frommer Bruder? Ach! wie ist denn dieß möglich, Ihr mit Eurem alten garstigen Barte.

Das zweite Pärchen gegenüber war auch nicht stumm, denn der Bruder Graurock reichte jetzt der Stickerin seidene und goldene Fäden zu. — Rosen und Vergißmeinnicht, lispelte er, als sein Blick die künstliche Arbeit näher betrachtete.

— Ja, Vergißmeinnicht! seufzte Elsbeth, indem sie zu ihrer Schwester hinüberschaute, welche jetzt rothe und blaue Farbe zur Hand nahm.

— Roth und Blau, begann der Bärtige, als er theilnehmend auf die Palette blickte. Roth und blau, was bedeuten denn diese Farben?

Kunigunde, indem sie ungezwungen fortmalte, sprach: Roth — bedeutet Liebe und Blau —

— Nun?

— Blau — die Treue.

Elsbeth wendete jetzt den Rahmen. — Ha! Rosen und Immortellen! hub mit erhöhter Stimme der Betrachtende an ihrer Seite an. Sag' mir, holde Maid! ich habe gehört: Blumen sollen eine Sprache, eine Deutung haben, ist dieß wahr?

— Ha! dieß weiß Er nicht und ist ein gelehrter Mann?

– Nein, gieb mir Aufklärung.

— Nun, die Rose ist die Liebe, die Immortelle bedeutet Treue und Beständigkeit.

— Immortelle Liebe und —

— Nicht doch, die Rose bedeutet Liebe. Gott, 's ist ja kinderleicht.

— Die Liebe? — Elsbeth wendete sich bei Seite und lispelte: das ist ein recht verliebter Pilger.

— Das Bild scheint sehr gut aufgefaßt zu sein, nahm plötzlich Jener wieder das Wort. Gewiß der Auserwählte in fremden Landen. — Da Kunigunde dieß verneinte, rückte der Pilger unruhig auf seinem Sessel hin und her, faßte sich jedoch und rief: Ich erinnere mich, diesen Mann irgendwo gesehen zu haben.

— Ich zweifle. Wart', er soll doch nicht hinter die Wahrheit kommen.

— Herrliche Arbeit, von so niedlicher Hand, erklang es wieder auf der andern Seite. Gewiß ein Geschenk für den Trauten.

Elsbeth nickte und sprach: Errathen, frommer Bruder! — 's ist ein schmucker Bursche und — ich bin ihm recht herzlich gut.

— Er kommt wohl oft zu Dir?

— Das will ich meinen. Alle Tage.

Alle — Ta—ge? dem Pilger wurde es ganz heiß unter seiner Hülle. Ungeduldig blickte er nach seinem Genossen hin, der sich jetzt vom Schemel erhob und mit kräftiger Stimme anhub: Wer sollte nicht diesen Mann kennen. Je mehr ich ihn ansehe, desto lebhafter werden seine Züge. Es ist kein Zweifel mehr, ich habe ihn in Italien gesehen.

— Wie? in Italien? riefen gleichzeitig die Mädchen, indem sie aufsprangen, um Näheres zu erforschen.

— Ja wohl, begann der Sprecher, in Italien, es ist ein Maler, Namens Robert, ich habe ihn in Rom kennen gelernt. — Ja wohl, er ist's, rief der Andere, der herzugekommen und das Bild betrachtet. Der Maler Robert. Er hatte noch so einen lustigen Burschen mit sich, wie hieß er doch.

— Friedhold! rief überlaut Elsbeth.

— Richtig! die Mädchen nannten ihn immer Unhold.

— Wie? Ihr kennt sie alle Beide?

— Sehr genau. Der Friedhold steht mir sehr nahe und mir der Robert, erwiderte Jener.

— Ach, ihr frommen Brüder! gebt uns Kunde.

— So viel ich weiß, sind sie nicht mehr in Rom.

— Nicht — mehr? riefen erstaunt die Mädchen,

indem eine Röthe ihre Wangen überzog und ihnen fast die Sprache verstummte.

— Nein! wir kennen ihre ganze Lebens- und Liebesgeschichte sehr genau. Wenn wir einmal wieder hier einkehren, wollen wir sie Euch erzählen, denn jetzt müssen wir fürbaß schreiten.

— Ach, ihr lieben frommen Brüder, erzählt und vergeßt nicht ein Wort. Nein, Ihr dürft nicht von der Stelle, Ihr müßt uns Nachricht geben und nicht das Geringste verschweigen.

— Ihr scheint großen Antheil an diesen jungen Männern zu nehmen. So weit wir sie kennen, waren sie wohl über ein Jahr lang in Rom. Der Orgelbauer Friedhold kam aus Florenz dahin, wo er sich bei einem tüchtigen Meister in seiner Kunst ausgebildet. Als sie Rom verlassen hatten, weihten sie sich, wie es schien, dem klösterlichen Stande. Sie legten Pilgerkleider an und gingen weit, weit fort, in ein Land, wo Jeder ein Herz besaß, das er liebte, wahr und innig liebte.

— Und diese Herzen liebten wieder? Sie fanten Gegenliebe? forschten die Mädchen.

— Ja, ich glaube es, entgegnete der Pilger, und da nun sein Genosse dieß noch kräftig bestätigte

und vorgab, Beweise zu haben, da konnten sich die Mädchen nicht enthalten, ihren Grimm ein wenig laut werden zu lassen. — Die Treulosen, die Falschen! ertönte es von ihren Lippen, indem sie in die Stühle sanken und so recht ordentlich zu schmollen begannen.

— Ja, ließ sich der Erzähler weiter vernehmen; sie liebten die Mädchen ganz unaussprechlich und wenn ein Brief nach Rom kam, so war es stets ein Tag der innigsten Freude.

— Wie? die Mädchen schrieben Briefe?

— Bogen lang und alle höchst verliebten Inhalts.

— Na, da hört man's, rief Elsbeth weinend, das mögen hübsche Dinger sein.

— Nach langer Reise, begann der fromme Bruder weiter zu erzählen, nach mancherlei Abenteuern kamen sie, mit großen langen Bärten im Gesicht, in der Stadt an und gingen ohne Verzug zu den Mädchen.

— Was machten sie denn da? rief Elsbeth etwas kurz.

— Viel und mancherlei. Sie scherzten mit den Mädchen. Muntere, lebhafte Reden begannen sich zu entfalten; sie sprachen von Liebe, Treue und Beständigkeit.

— Und dieß Alles im Pilgerrock? fragte Elsbeth ohne sich umzusehen.

— Alles in dem ernsten Gewande. Dann aber legten sie es ab, mit Hut und Stab. — Hier legten die Pilger langsam das Gewand von sich und begannen weiter: Als dieß geschehen war, als sie da standen in ihrer deutschen Tracht, stürzten sie auf die Mädchen zu und riefen: Kunigunde! Elsbeth! ich komme, um Dich zu freien.

— Robert! Friedhold! schrieen die Mädchen, sprangen von ihren Sitzen auf und fielen den Geliebten an die Brust. Ach, des Jubelns war kein Ende und Thränen der Freude perlten über die Wangen ob des Wiedersehens nach so langer Trennung. Während sie sich so umschlungen hielten, stand der alte Vater Traun in der geöffneten Thür und rief mit Verwunderung: Nun! das sind mir schöne Pilger. Die Mädchen aber jauchzeten laut auf vor Freude und zerrten den erstaunten Vater jubelnd herbei.

— Was seh ich! Robert! Friedhold! In meine Arme! Gruß! Kuß! — Sagt, Kinder, wo kommt Ihr her?

Aus Italien, aus Rom! — Ja, aus Rom, nahm der Maler Robert das Wort, wohin Ihr uns

gesendet, um zu wirken für die hohe, heilige Kunst, damit uns der Preis werde durch die Hand Eurer Töchter. Vater! für das hohe, herrliche Gotteshaus, das heute eingeweiht wird, habe ich in Rom das Altarbild gemalt. Heute, in aller Frühe, als Ihr noch in den Armen des Schlummers lagt, schlich ich mich hier herein, um das Bild aufzuhängen in Eurem Hause. Hastig eilte er nach der Wand, zog die Quaste eines grünen Vorhangs, und rief, indem sich der Vorhang aus einander theilte: Hier, hier ist's! die heilige Familie nach Raphael von Urbino.

Alle standen schweigend und im Anschauen des Bildes versunken. Eine hehre Stille waltete im Stübchen. Vater Traun entblöſ'te sein Haupt und sprach dumpf, gleichsam im Gebetston: So stehen wir denn hier, eine heilige Familie, vor dem Herrlichen, das Du erschaffen. Sohn! Du hast Dir den Preis errungen, Du sollst fortan leben mit meinem Kinde, doch, nicht allein, denn ich habe ja noch ein Kind. — Friedhold! gebt Rede dem alten Vater, wo ist Euer Werk?

Da erklang, wie Musik der Sphären, die Orgel aus dem Dome herüber und griff in alle Herzen. Friedhold hob leise die Hand und sprach: Hört Ihr

die heiligen Töne, wie sie den Dom durchbrausen? Hört Ihr die wehmüthigen Klänge der Orgel, damit sie tröstend einziehen in die Herzen der Gläubigen, wenn das Sanctus tönen wird oder: „Christ ist erstanden!" es ist mein Werk!

Während die Orgel einen neuen Schwung nahm, fiel Elsbeth innig und zu Thränen gerührt an die Brust ihres Friedhold.

Mir, rief mit Vision der alte graue Vater, mir noch diese Freude, mir, der schon mit einem Fuße am Grabe steht.

Da schmetterten Trompeten vor der Thür und rege Stimmen wurden wach. Die Bürger traten in das Künstlerhaus und staunten nicht wenig ob des Besuches. Bürger! rief der alte Traun, ihr tretet in ein Haus, das fünf Glückliche birgt. In ein Haus, das diese Stunde zu einer heiligen Stätte geweiht; denn hier, das Bild, das schmücken wird den Dom, die Orgel, die jetzt in Frieden ertönt, sind Werke von diesen.

Hier breitete er wie zum Segen die Arme aus, zog die Seinigen an sein Herz und sagte: Vor dem Altar, den ich geschaffen, reicht Ihr Euch zu erst die Hände.

Da erklangen von den Thürmen der Stadt die Glocken, und die Bläser stimmten an die heilige Melodie in wundervollen Harmonieen. Glückliches Künstlerhaus! in dir herrschte heute die schönste Harmonie. — Weihe des Domes, — Weihe der Herzen, — Weihe eines Tempels; denn wo die Kunst, da ist Liebe und wo Liebe — da ist der Himmel.

Johann von Fiesole.

Johann von Fiesole.

Eine heilige Stille lag über dem Kirchhof von San Miniato, denn schon hatte der Abend seine Schwingen entfaltet und die Sonne küßte wie zum Abschied die grauen Berge mit den Oelbäumen, welche unfern der lieben Arnostadt ihre Gipfel emporstreckten. Die letzten Töne der Abendglocke vom Klosterthurme zu Fiesole verschwammen in der klaren Luft, durch welche sanft der Südwind einherhauchte und mit den Blättern der Cypressen koste, welche rings die Gräber auf dem kleinen Friedhofe beschatteten.

Da erhob sich von einem frisch aufgeworfenen Grabe eine hohe, herrliche Jünglingsgestalt und blickte wehmüthig auf den Grabhügel. In dem bleichen Antlitz des einsamen Wanderers lag ein unsäglicher Schmerz und die verweinten Augen kündigten einen schweren Verlust. Dieser Gebeugte und Hartgeprüfte war Giovanni Tosini; das frischaufgeworfene Grab barg sein Liebstes, was er auf der Welt besaß,

seine Maria, welche der Tod in der Blüthe ihrer Jahre heimgesucht und deren irdische Hülle man wenige Stunden zuvor der treuen Muttererde übergeben hatte. Mit ihr war all sein Glück und seine Freude begraben worden. Einsam und verlassen stand er in der Welt, denn die Erde, in die man heute seine Geliebte gebettet, deckte ja schon lange die Aeltern, welche nicht weit von dem Grabe schlummerten. Drei Gräber und ein Herz! das greift in die Seele und will das Herz zerspalten.

Wankend, wie Einer, der dem Grabe entstanden, entfernte sich der Jüngling. Er wollte hinweg mit festen Schritten, aber immer war es ihm zu Muthe, als ob ein unbekanntes Etwas ihn an die Stätte fessele, wo er gerungen mit so namenlosem Schmerz.

Nachdem er noch einmal den Hügel überschaut, zog er ein Miniaturgemälde hervor und küßte es mit Inbrunst. Das Bild war das Portrait seiner Maria, die er noch kurz vor ihrem Hinscheiden gemalt. Ein Bildniß, voll von hohen, herrlichen Zügen und das einen Geist athmete, der nur in einer wahrhaft reinen Seele eine bleibende Stätte gefunden. Mit aller Begeisterung, und getrieben von der glühendsten Liebe hatte er das Bild ge-

schaffen, das einzige Gut, das ihm geblieben von all seinen Träumen und Hoffen. Sorgfältig verbarg er es an seinem Herzen und schritt dann langsam weiter, bis er an seine stille Wohnung gelangte, die von nun an ein Haus der Trauer war.

Mitleidig betrachteten ihn Viele, die ihn näher kannten und wußten, daß sein Herz voll Frömmigkeit durchdrungen war. Andere junge Maler hingegen, die das Geniale nur in einer gewissen Wildheit suchten, nannten ihn einen Träumer und wichen ihm aus, wie er es schon immer selbst that, wenn ihm Einer von diesen wüsten Gesellen begegnete.

Da stand denn nun der bleiche und doch so lebenskräftige Jüngling allein in der Welt. Nur einen Freund hatte er noch — den Schmerz. In einsamen Stunden, wo er seine Lage übersann, da brauste die Kraft auf und wurde Herr des Harmes. Er wollte hinaus in den Strudel des Lebens, wollte Pinsel und Palette verlassen, damit er vergesse was geschehen. Hinaus auf die sturmbewegte See, hinaus auf das Schlachtfeld, damit ihn treffe der Tod auf dem Bette der Ehre und ihn vereinige mit seiner Maria.

In Deutschland waren die Hussitenkriege ausgebrochen. Die Portugiesen machten immer weitere

Entdeckungen von der Westküste Afrikas und Heinrich der Seefahrer durchkreuzte die Meere, um ferne Inseln aufzusuchen. Ueberall bedurfte man des Muthes und der Kraft und Tosini fing an zu prüfen und zu wählen. Aber welch ein Kampf entspann sich in seinem Innern. Er, der Jüngling mit dem weichen Gemüth sollte das Schwert ergreifen und tödten? Unter den rauhen Seeleuten sollte er so ganz die hohe Kunst vergessen, die allein selig macht und uns schon hier den Himmel erkennen läßt? Nein! von frühester Jugend an huldigte er der hohen Himmelstochter und fand in ihr das einzige wahre Glück. Nur in ihr und für sie zu leben, sah er als den höchsten Zweck des Menschen an, denn wer steht der Gottheit näher als der Künstler?

Er beschloß, der Welt zu entsagen und fortan in der Einsamkeit nur der Kunst zu huldigen. — Einsam? Nimmermehr! Setzt den Dichter und Maler in eine Wüste, er wird sich eine Welt erschaffen und sie bevölkern mit den Gebilden seiner Phantasie. Feder und Griffel sind ihm der Aaronsstab mit dem er gebeut, sie sind der Stab, durch den er eine Zauberwelt entstehen läßt, welche währt, bis zum letzten Tage, denn die Kunst ist unendlich

und — nimmer stirbt das Schöne. Fortzuleben im Gedächtniß der Nachwelt war ja immer das Ziel der edelsten Menschen und wem wäre hierzu eine größere Vollmacht verliehen als dem Dichter und Maler? Aufgelöst werden die Reiche des Eroberers; die Werke der Gesetzgeber verschwinden; die Töne des Tonkünstlers verhallen und das Werk des Mimen stirbt schon im Gebähren; nur die Werke des Dichters und Malers haben Dauer.

Aber nicht wollte Tosini glänzen vor den Augen der Welt. Nein! die Kunst sollte ihm in der Einsamkeit das zerstörte Leben ersetzen. Abgeschlossen von der Welt wollte er wirken mit der ganzen Kraft, denn er hatte erkannt, daß nur der einsame Geist Großes und Herrliches zu gestalten fähig sei und man an der Kraft der Einsamkeit nur die wahrhaftigen Geister erschauen und ihre Thaten prüfen könne.

Er wollte Trost haben und wo wäre derselbe besser zu finden als in der Kunst und in der Natur? Ja! sie allein birgt ihn in seiner Unendlichkeit, daß selbst das bitterste Seelenleid in ihr die heilende Quelle der Beruhigung zu finden vermag.

Entfernt von dem Geräusch der Welt, am lieb-

sten am Grabeshügel seiner Maria, hing er diesem Gedanken nach, und wenn die Erinnerung an die glücklich verlebten Tage aufstieg, dann holte er das theure Bildniß hervor und blickte nach ihm hin, wie ein Greis auf die rosigen Tage seiner Kindheit. Als nun eines Abends wieder die Glocke vom Klosterthurme herübertönte, kniete et unter einem Oelbaum des Friedhofs nieder, erhob sein Auge gen Himmel und rief: Ja! laß mich fortan dir und der Kunst leben. Laß mich werden ein Künstler, denn wer der Kunst dient, der dient ja auch dir. Sende deinen Geist auf mich hernieder, damit ich nichts Geringes erschaffe; stärke meine Kraft in den Stunden der Erschlaffung und erleuchte mich, wenn die Dämmerung sich herniederläßt auf des D.nkens unergründliche Tiefe.

Nach einem innigen Gebete, das eine sichtbare Ruhe über sein bewegtes Gemü:h verbreitet, lispelte er still: Ja! in's Kloster! Es ist beschlossen und so sei's. — Ruhet sanft ihr lieben Aeltern und du, geliebte Maria! Wiedersehen — dereinst.

Acht Tage darauf ließ er sich in Fiesole einkleiden und legte sich nun diesen Namen bei. Von hier kam er in das Dominikanerkloster nach Florenz, wo

er seine Pflichten mit einem Eifer und einer Pünktlichkeit erfüllte, die ihn gar bald den andern Mönchen als Muster gelten ließen. Mit der glühendsten Liebe warf er sich nun seiner Kunst in die Arme und suchte aus allen Pergamentrollen, die er in der Klosterbibliothek gefunden, sich mit den Grundregeln der Geometrie vertraut zu machen, da er wohl einsah, daß man ohne Kenntniß derselben kein Maler werden könne. Aus seiner Zelle, zu einem Malstübchen umgeschaffen, gingen nun gar herrliche Gebilde hervor. Vorzüglich waren es seine Madonnenbilder, welche die Aufmerksamkeit der Mönche auf sich zogen, denn in den Zügen lag eine Milde, eine Frömmigkeit, wie sie vor ihm noch kein Maler auf die Leinwand gezaubert; ein Reiz, der selbst den Laien ergriff und fragen ließ, wo ist das Ideal, das den Künstler begeistert, wo ist die Hohe, die Herrliche, die ihm vorgeschwebt in der Stunde des Schaffens? — Niemand ahnte, daß es seine Maria war, die er so gern und mit unendlichem Fleiße malte. Mit jedem Pinselstrich stieg die Erinnerung herauf und sie begeisterte ihn rege zu dem Werke. Und wenn nun die Grundzüge anfingen, Leben zu gewinnen, wenn ihn das blaue seelenvolle Auge anblickte, da mußte

er oft den Pinsel aus der Hand legen, denn Thränen der Rührung flossen über seine Wangen.

Wie er sich hier in der Einsamkeit in seiner Kunst vervollkommnet, wie er immer mehr die Wahrheit und Reinheit erforscht, er ahnete es nicht und hielt sein Schaffen für einfach schlichtes Werk, das nicht der Beachtung werth sei, indem es ohne Mühen entstand.

Schon nach einigen Jahren schmückten die Werke seiner Hand die Klosterkirche, Gemälde, welche er nur nach langem Zaudern hergab, da er es den Mönchen nimmer glauben wollte, daß selbige von Bedeutung und würdig wären, an heiliger Stätt ein Plätzchen zu finden.

Da es sich nun oft begab, daß der Prior oder die Mönche ihm öfters einen Besuch abstatteten, wenn er an seinem Bilde malte, so ließen es selbige nicht an Lobpreisungen fehlen und rühmten die Geschicklichkeit, die er an den Tag lege. Ungern vernahm aber der bescheidene Maler im Mönchsgewand die Schmeichelworte seiner Brüder; wenn er aber einen Tadel erfuhr, den das Erkennungsvermögen seiner Vernunft als gerecht fand, so stattete er freudig seinen Dank ab und suchte zu bessern, wo er ge-

fehlt. Dieß geschah nun freilich selten, da alle Diejenigen, die ihn umgaben, doch nicht eigentlich Eingeweihte der Kunst waren, sondern blos dem Gefühl und ihrer eigenen Theorie folgten. Wo aber wird am meisten fehlgegriffen als in der Kunst und vorzüglich in der Malerkunst? Aber laßt sie, die Zweifel, sie bilden erst die Kunst. Wie die Musik durch Dissonanzen zur Harmonie, so auch gelangt erst der denkende Geist durch Zweifel zum Wissen.

Viele dergleichen Stunden waren auch unserm Künstler beschieden, und wo wäre der Mensch, der sich rühmen könne, daß er sie nie gehabt, daß sein Geist stets auf ebener Bahn fortgeschritten? Nimmer! Ein Künstler ohne Zweifel ist nie Künstler gewesen, wird es auch niemals werden. Wenn nun eine solche Ungewißheit sein Schaffen hemmte, wenn es dem innern Auge nicht gelingen konnte, zur Klarheit zu gelangen, dann erhob er sein Auge zu dem, der uns zu fern und zu nah ist, um ihn recht zu erkennen und uns doch alle erkennt. Mit erneuter Kraft schritt er dann zum Werke; immer lichter wurde es seinem Geiste und die Blendung in der Hoffnung Licht ward zur Siegesfackel, die ihn aus

der Nacht der Kämpfe herausleitete, wo er gerungen um das Höchste in der Kunst — um Wahrheit.

„Alles mit Gott!" war sein Wahlspruch, und nie begann er eine Arbeit, bevor er nicht gebetet, denn er meinte, jedes irdische Werk wäre eitel Ding ohne den Segen von oben, und die Kunst bedürfe ihn am allermeisten, da jedes ihrer Werke, das nicht von der Gottheit durchdrungen, ein todter, seelenloser Körper sei, der nimmer zünden und wecken werde, wie es sein Beruf.

Als er nun einst so erfüllt mit diesen heiligen Gefühlen an einer Grablegung arbeitete, öffnete sich leise die Thür. In der Meinung, ein Mönch käme herbei, um seiner Arbeit zuzuschauen, ließ er sich nicht im geringsten stören und malte ruhig weiter.

— Brav! Fiesole! ertönte jetzt eine kräftige Stimme und eine Hand klopfte wohlmeinend auf seine Schultern. Fiesole schaute sich um und gewahrte einen Mann vor sich, welcher mit funkelnden Augen das Bild betrachtete. Ein ächtes Römergesicht blickte ihn an und rief: Dieß Werk macht Euch alle Ehre, denn es ist reich an Fülle der Ideen und die Ausführung wird nicht hinter dem Plane zurückbleiben. Ich finde zwar hier und da manchen

Fehler, aber auch in diesen Fehlern endecke ich noch Schönheiten, und Mancher, der sich Künstler nennt, wäre zu preisen, wenn er solche Fehler machen könnte. Verzeiht mir, wenn ich offen rede und Euch unumwunden die Wahrheit sage, denn verkappte Worte waren nie meine Sache. Für's Erste wünschte ich hier das Gewand des Joseph etwas einfacher im Faltenwurf; das Wesentliche mehr frei empfunden und weniger nach dem Gliedermann. In der Figur des Christus scheint mir die Verkürzung im Oberkörper nicht ganz richtig. Hier auf dieser Stelle müssen die Muskeln etwas schlaffer sein und die herunterhängende Hand trägt noch zu viel Spuren des Lebens an sich. Sodann müßt ihr das Licht mehr zusammenhalten und darauf hinwirken, daß es sich nicht so zerstreut über der Gruppe entfaltet.

Fiesole, der inmitten der Rede sich von seinem Schemel erhoben, drückte jetzt den Sprecher mit den innigsten Gefühlen des Dankes die Hand und rief: Herr! Ihr seid ein Künstler und Keiner der Geringern, denn dieß sagt mir jedes Eurer Worte, welche voll der lautersten Wahrheit sind. Herr! wer seid Ihr, damit ich erfahre, welch ein Geweihter mich heimsucht in meiner schlichten Zelle.

Ob ich ein Künstler bin, weiß ich nicht, aber man nennt mich Michelozzo.

— Wie? Michelezzo! der größte Bildhauer unserer Zeit, ein Schüler des großen Donatello, Freund und Genosse des wackern Nani di Banco.

— Dessen Portrait Ihr copirt und ich so eben im Versammlungszimmer dieses Klosters gesehen habe.

— Herr! es ist nur eine schwache Copie, erwiederte Fiesole, indem er beschämt die Augen niederschlug.

— Aber würdig neben dem Original zu hangen. Sodann hat ein Bild in der Kirche von Eurer Hand gemalt, mich sehr angesprochen und mir alle Verehrung abgezwungen. Es ist dieß eine Kreuzigung, wo die Stifter aller geistlichen Orden am Kreuz stehen. Die Gruppirung ist eine treffliche Erfindung. Am meisten aber haben mir Eure Madonnenköpfe gefallen, aus denen eine Milde strahlt, welche das Herz erwärmt. So etwas kann nur aus dem Herzen kommen, denn — es geht wieder zum Herzen. Wessen Schüler seid Ihr? mein lieber Fiesole.

— Meister! das ist eine Frage, deren Beantwortung Euch ungenügend erscheinen wird. Ich — habe eigentlich nie einen Lehrer gehabt, denn die wenigen Zeichnenstunden, die ich in der Karmeliter-

schule genoß, fallen in meine früheste Jugendzeit und sind nicht der Erwähnung werth. Meine Aeltern starben früh; arme Verwandte nahmen mich zu sich, und wenn ich ein Blatt Papier erringen konnte, so ging ich hinaus in den Wald und zeichnete nach der Natur, Bäume, Quellen, alte Ruinen oder sonstige Gegenstände. Jetzt aber kam der Zwang der Noth, ich mußte malen, um mein Leben nur kümmerlich zu fristen; ich malte kleine Heiligenbilder und verkaufte sie vor den Kirchen. Wenn ich ein kleines Sümmchen verdient, das den Bedarf sicherte, so malte ich wieder für mich und da ging es reg von Statten. Auf diese Art wurde ich ein Maler, wenn ich mir diesen Namen geben darf; denn ich spielte ja nur mit der Kunst, wie sie vielleicht jetzt mit mir spielt.

— Nimmermehr! sie zählt Euch zu den würdigsten Jüngern und Wohl dem Manne, dem die Kunst und die Werke, die er in ihr hervorbringt, wie ein Spiel erscheinen.

— Ein würdiger Jünger? Nein, o nein! ich fühle meine Schwäche nur allzusehr. Schaut Euch mein Thun nur näher an, ich meine, ihm fehlt das Künstliche, es krankt an Einseitigkeit.

— Wenn das Euer Kummer ist, dann tröstet Euch, mein lieber Fiesole. Gerade das, was durch die Künstlichkeit ausgeschlossen wird, wohnt recht eigentlich in der Kunst im höhern Sinn, nämlich jener wunderbare Geist, der unmittelbar und unnennbar aus den Händen des Schöpfers und der Natur auf den Menschen herabkommt und ihm die Bürgschaft seines Zusammenhanges mit höhern Welten gewährt. — Ihr sprecht von Einseitigkeit und macht Euch dieß zum Vorwurf, ich nicht, denn eben durch die Einseitigkeit gelangten die Griechen zur All- und Vielseitigkeit; dadurch, daß sie alles Fremde von sich schieden, eben dadurch gelang das Eigene zur höchsten Bildung und ward zum Muster für spätere Zeiten. Aber das Gründliche in Euern Werken, ich meinte, Ihr müßtet einen großen Lehrer oder tüchtigen Vorbilder gehabt haben.

— Ja, ja, einen großen Lehrer — die Natur. In ihrem Buche las ich täglich und thue es noch heute, denn sie allein bringt den Schatz des wahren Wissens. Malerei ist Poesie und — Poesie und Natur ist Eins. Wessen Gemüth die Weihe der Natur empfangen, der wird ihre Offenbarungen ergründen und näher kommen dem heilverkündenden

Ziele. Ich habe nur immer Gott gesucht in der Natur, die göttliche Natur in der Kunst, wo ich Gott vermißte, starrte mir Unnatur entgegen und wo ich die göttliche Natur nicht fand, da fand ich Schülerhaftigkeit und elende Stümperei.

— Brav, mein wackerer Fiesole! rief Michelozzo, und reichte ihm freudig die Hand, als gelte es einen Bund für ewige Zeiten. Ja, ja, Gott in der Natur und die göttliche Natur in der Kunst. In der Kunst, die sichtbar emporthürmt die unsichtbare Welt, damit schon hier dem Geiste die göttliche Offenbarung werde, um den ewigen Sinn des ewigen Schöpfers zu lösen.

Fiesole lauschte den Worten des Meisters, damit ihm nicht eine Sylbe entgehe, denn Sprechen und Austausch von Ideen über die Kunst war ihm so viel werth, als Schaffen in derselben. Michelozzo aber sprach: Ihr seid ein glücklicher Künstler! Hier in der engen traulichen Zelle, entfernt von Haß und Neid, könnt Ihr Euch dem Genius überlassen. Wie anders draußen auf dem offenen Markt, wo sich jeder Steinmetzenbursch erdreistet, an Werken zu mäkeln, die für die Ewigkeit geschaffen sind. Frei von den drückenden Sorgen des Lebens, während

dort so mancher wackere Künstler mit dem Hunger zu kämpfen hat. Es ist schwer, ein gutes Bild zu malen, aber noch schwerer, es dann zu verkaufen. Ja, das ist das Gute der Klöster, daß sie Kunst und Wissenschaft schützen, denn ohne hier Schutz zu finden, wäret Ihr vielleicht für immer für die Kunst verloren gewesen oder müßtet jetzt noch, gleich dem Handwerker, im Schweiße des Angesichts kleine Heiligenbilder zum Verkauf fertigen. O, wie segensreich ist doch der Glaube. Er allein leitete Euch und spricht aus Euern Bildern; er saß mit an der Staffelei und durchdrungen von seinem Geiste entstanden die herrlichen Werke. Möge er nie vergehen, der heilige Ernst. Nicht allein die Hände unserer Vorväter waren es, welche so hohe Dome emporthürmten, nein! die Frömmigkeit legte doppelt mit Hand an's Werk und ließ sie erstehen in ihrer Glorie. Sollte sie einer fernern Zeit, einer spätern Generation fremd werden, es würde keinem Volke gelingen, wiederum dergleichen Tempel zu bauen und wenn sich Millionen Hände dabei regten, denn die Kunst bedarf der Frömmigkeit und des Glaubens wie das Wachsthum der Pflanzen die Sonne. Darum, mein guter Fiesole, wähnt nicht, daß Eure

Kunst so ganz verborgen und ohne Anerkennung bleiben werde. Fürwahr! wir haben heute nicht vergebens St. Fortunatustag, denn er hat mir das Glück gewährt, ein Künstlergemüth zuzuführen, das meine Achtung, ja, wenn Ihr wollt, meine Freundschaft besitzt.

— Eure Freundschaft! rief Fiesole mit verklärtem Antlitz. Ich, ein armer schlichter Mönch. Ja, sie sei mir heilig, denn Ihr habt mir ja meine Fehler gesagt. Ich werde formen und verbessern, damit ich sie verdiene. Aber ich bitte Euch, hegt nicht so hohe Meinung von mir, verschweigt meinen Namen, den noch Niemand kennt.

— Aber hervortreten und dauern wird durch Jahrhunderte. Was hilft mein Schweigen, wo solche Werke reden? Wenn dereinst noch von Cimabue und Giotto die Rede sein wird, wenn man Masaccio und Simon von Siena nennt, dann wird auch der Name Fra Giovanni da Fiesole nicht vergessen sein, denn bei Gott und allen Heiligen, solch ein Bild wie dieß hier, hat keiner von ihnen geschaffen. Noch Eins wie dieses und Euer Name prangt unter den ersten Malern Italiens.

Hier drückte er dem erstaunten Mönch die Hand

und verließ flüchtigen Fußes die Zelle. Fiesole stand da, forschend, ob es ein Traum, der ihn umfange. Er sah auf den Boden, wo er gestanden, der Meister, von dem er so viel gehört, der so erhabene Bildwerke geschaffen und dessen Name im ganzen Lande einen so guten Klang. Er wollte den Pinsel zur Hand nehmen und weiter malen, aber immer war es ihm, als stehe Michelozzo neben ihm und der Gedanke, im Beisein eines so großen Künstlers seine schwache Kraft zu gebrauchen, ließ ihn nicht zum Anfang kommen. Er stand auf und ging in den Klostergarten, wo er sich unter dem großen schattigen Kastanienbaum niederließ.

Nach einer Weile erhob er sein Haupt und begann lispelnd: Du, ein großer Maler! dein Name inmitten der Meister, denen du nicht würdig bist die Schuhriemen aufzulösen. Nein, nein! er muß sich geirrt haben. Nicht die Welt preise den Künstler, das selige Gefühl des Gelingens muß er im Herzen lesen und hier, hier ist es noch leer. Doch, dem Himmel sei Dank, das rege Trachten nach Vollkommenheit ist noch wach, und Heil demjenigen, in dessen Busen noch die Flamme der Begeisterung glimmt.

Während er so nachsann und des Künstlers gedachte, der ihn aufgesucht in seiner Verborgenheit, und dessen Worte noch in seinem Innern widerhallten, begann im Westen die Sonne zu sinken und warf ihre rothen Strahlen durch die belaubten Aeste des mächtigen Baumes. Fiesole, der sich sonst immer an dem Sinken der Glühenden labte, sah jetzt auf das Bild, was er hervorgezogen, auf das Bildniß seiner Maria. Er schien mit ihr zu sprechen, daß sie es sei, deren Geist ihn umschwebte, wenn er die Madonnenbilder male. Noch lange betrachtete er das Kleinod, verbarg es dann wieder sorgfältig unter seiner Hülle und schritt langsam durch den Kreuzgang seiner Zelle zu.

Als er daselbst anlangte, trat ihm der Prior entgegen und sagte gar wohlmeinend: Geht hinein, Giovanni! Michelozzo steht in Eurem Malstübchen. Eilig schritt er dahin, und als er die Thür öffnete, glänzte ihm, beleuchtet von den letzten Strahlen der Sonne, welche durch das Gitterfenster brachen, die Büste des Meisters entgegen. Von einem magischen Roth umfangen, blickte ihn das Marmorbild an, welches ihm der hohe Künstler als Beweis seiner Freundschaft zum Andenken verehrt.

— Wo ist der edle Geber? daß ich ihm meinen Dank abstatte, ließ sich Fiesole vernehmen.

— Jenseits dieser Mauern, hub der Prior an. Er reiste hin nach Rom und gedachte noch Euer in der Stunde des Scheidens.

Ja wohl, des Scheidens, denn er starb auf der Reise von einem Schlagfluß getroffen.

Mit erneuter Kraft malte nun Fiesole an der Grablegung, und wenn ein Zweifel auftauchte, dann blickte er hin, nach der Büste, als wolle er den Meister um Rath fragen. So waren denn jetzt zwei todte Bilder die einzigen Vertrauten in seiner Einsamkeit. Wenn ihn seine Maria begeistert, dann trat Jener gleichsam als Lehrer hinzu und ließ ihm die Fehler finden, die sich vielleicht hier und da eingeschlichen. Schon manchmal sann er nach, wie er dem würdigen Mann seinen Tribut zolle und siehe da, als er auf dem Bilde das Gesicht des Nicodemus zu malen begann, da schaute er emsig nach der Büste und schuf mit Hülfe der Erinnerung Michelozzo's Portrait, das gewiß zu den gelungensten gehörte, die je erschienen.

So ging denn nach Jahr und Tag das schöne Werk hervor, das bis jetzt Niemand erschaut, als

die Mönche des Klosters, welche es unweit des Altars aufhingen und es mit einer heiligen Scheu betrachteten.

Michelozzo mußte, bevor er Florenz verlassen, oder auf seiner Reise, von dem Talente des Mönches gesprochen haben, denn es geschah einigemal, daß Fremde im Kloster erschienen und Fiesole um ein Bild von seiner Hand ersuchten. — Fragt den Prior, erwiederte er sanft, an meiner schwachen Kraft soll es nicht fehlen. Wenn er nun keinen besondern Auftrag erhielt, sondern ihm selbst die Wahl überlassen wurde, so malte er ein Madonnenbild. Wurde nach dem Preise gefragt, so lächelte er sanft und sprach: Gebt, was Euch dünkt. Er dankte, nahm das empfangene Geld und schlich sich damit nach dem Orte, wo die Armenbüchse hing. Wenn er sich hier überzeugt, daß er ungesehen sei, so ließ er es still hineingleiten, ging zurück in seine Zelle und dankte dem Himmel, daß seine Kunst ihn in den Stand setze, der Armuth manchmal so ein erklecklich Schärflein zu bringen.

So waren bereits zwanzig Jahre vergangen. Ein Tag wie der Andere. Wenn er die Vigilien gesungen, ging er in seine Zelle und malte, die er

dann nicht wieder verließ, als bis die Glocke in den Speisesaal rufte. Die Maler seiner Zeit kannte er nur dem Namen nach, nie hatte er Einen gesehen und nur, wenn manchmal ein Pilger einkehrte, hörte er dieß und jenes von der Kunst und ihren Jüngern. Seine eignen Werke waren während dieser Zeit zu einer reichhaltigen Sammlung angewachsen und in der Kirche, im Versammlungszimmer, so wie in den Zellen der Mönche vertheilt. Wie sehr er die Einsamkeit liebte und seine größte Zeit der Kunst widmete, ging daraus hervor, daß er das Kloster im Verlauf der zwanzig Jahre nie verlassen, selbst nicht einmal zur Zeit, als in Florenz die große Bauversammlung Statt fand und außer italienischen Malern und Baumeistern sich noch eine große Anzahl derselben aus Deutschland, England, Frankreich und Spanien eingefunden.

Er hielt sein Talent für zu gering und einfach; ahnete nicht, daß er den Malern seiner Zeit voraus sei und sonach eine Stufe einnehme, die ihn hoch über die meisten Künstler erhob, die Ehre und Ansehen genossen und vermöge ihrer anerkannten Befähigung zu Reichthümern gelangten, die ihnen ein freies, sorgenloses Leben sicherten, ein Leben, wie es

eigentlich die Kunst verlangt, um ungehemmt di Flügel zu entfalten und den Genius walten zu lassen, den so oft des Lebens Mühsal darnieder beugt. Daher kommt es, daß so manches Genie in Keim zerstört wird, weil das Schicksal die Samenkörner ewiger Aernten nicht in den Furchen duldet, in welche der Goldregen niederträufelt und die Sonne des Glückes seine segnenden Strahlen wirft. Doch, wer widersteht dem Drange des wahren Genies? keine Gewalt und Macht der Erde. Mag das Schicksal ihm auch noch so wild seine Teufelsfaust entgegenballen, der Sieg wird ihm doch werden.

Die Zeit hatte indessen nicht nur vielfache Veränderungen und Umwälzungen in der Kunst, sondern auch in der Kirche hervorgebracht. Die Vereinigung der morgenländischen und abendländischen Kirche, ein Werk, das schon seit 500 Jahren im Gange war und dessen Gestaltung vergeblich zu Basel und Ferrara versucht worden war, sollte endlich zu Stande kommen und die große Kirchenversammlung zu Florenz nahm deßhalb ihren Anfang. So lange Florenz bestand, hatte man noch nie einen solchen Zusammenfluß von Menschen gesehen. Im Rathspalast waren die Zimmer auf das glänzendste

für den griechischen Kaiser und sein Gefolge ausgestattet, unter welchem sich der berühmte Platoniker Gemistus Pletho befand, der das Amt eines Dolmetschers versah. Für den Cardinalbischof Coscia, welcher im Kloster Maria Novella seinen Sitz hatte, wurde von da aus nach dem Dom ein verdeckter Gang gebaut, der mit prachtvollen Decken behangen war. Der gelehrte und kunstsinnige Pabst Eugen der Vierte hingegen hatte sich im Marcuskloster nur zwei einfache Zimmer vorbehalten.

Unbeschreiblich war die Pracht, mit der all' die geistlichen und weltlichen Herren ihren Einzug hielten. Die Summen, welche die Bewirthung der hohen Gäste erforderte, gab Kosmus Medici ganz allein aus eigenen Mitteln her und fand dafür vollen Ersatz durch die Gespräche, die er mit dem hochbejahrten Dichter und Philosophen Pletho pflog, der in seinem Hause wohnen mußte. Am Tage der Hauptversammlung füllten Tausende von Menschen den Signorenplatz. Als der Pabst Eugen unter einem purpu nen Baldachin, den vier Geistliche trugen, nach dem Dome ging, kniete das Volk auf der Straße nieder. Der griechische Kaiser, Johann Paläologus, saß auf einem schwarzen Zelter, wäh-

rend vier Jünglinge mit Turbanen den grünen Thronhimmel trugen. Unter vielfachen Feierlichkeiten erfolgte die Vereinigung der Kirche, und nachdem ernste und strenge Verhandlungen im Dome gepflogen worden waren, fand auch ein poetischer Wettstreit Statt, wozu Peter Medici alle Dichter eingeladen, welche sich ermächtigt fühlten, um den Preis zu ringen, indem ein Jeder in einem Gedicht die wahre Freundschaft besingen mußte, wo auch Pabst Eugen zugegen war und die apostolischen Secretaire als Kampfrichter entschieden. Da Keiner von den erschiedenen Dichtern den Preis, einen silbernen Lorbeerkranz, errang, so ließ Kosmus Medici die Büste Dante's im Dome aufstellen und krönte selbige mit dem silbernen Lorbeer unter dem allgemeinen Jubel des Volkes.

Das Haupt der Signoren erhielt vom griechischen Kaiser ein weißes Roß mit goldenem Zügel und gestickten Decken behangen, welches dem Volke auf dem Signorenplatze vorgeführt wurde. Außerdem fanden noch viele Festlichkeiten Statt, ernste und heitere, zu welchen letztern sich ein glänzendes Wagenwettrennen gesellte, das ganz in der Art der alten Circusspiele auf dem großen Platz der Kirche

Maria Novella an einem heitern Nachmittage vor sich ging. Auf den zwei erbauten großen Obelisken, die an 200 Ellen von einander entfernt und durch eine hölzerne Brustlehne mit einander verbunden waren, wehten Fahnen mit den florentinischen Löwen herab. In der Mitte waren purpurne Polster und Stühle für die Signoren und andere hohe Gäste. Von einem Gerüst herab ertönte schmetternde Musik, in welche sich das Geschrei der Verkäufer mischte, welche Kuchen, Kastanien, Wein und Citronenwasser feil boten. In den fluthenden Volkswogen sah man Vornehme und Bettler, Greise und Kinder, ja selbst die Dächer waren mit Menschen besetzt.

An diesem Tage, wo alle Geschäfte ruhten, duldete es Keinen im Hause, ja selbst das Markuskloster schien verwaist, denn es hegte nur zwei Personen in seinen Mauern, den Pförtner und — Fiesole. Während draußen Jubel und Freude herrschte, saß der fromme Mönch vor seiner Staffelei oder schaute über die Klostermauer hinaus in die herrliche Natur, was sein Herz mehr labte, als alle die Genüsse, welche die Schaulust der Menge bot.

Gegen Abend kehrte der Pabst Eugen in das

Kloster zurück, welcher während der Lustbarkeiten die Kunstwerke in Florenz betrachtet und trotz seines Alters die meisten Künstlerwerkstätten zu Fuße besucht hatte, denn er war ein großer Verehrer und Kenner der Kunst. So hatte er vorzüglich Kosmus Gemäldegallerie und mehre Bilder älterer Meister im Rathspalast und im Hause der Kaufmannszunft betrachtet. Besondere Aufmerksamkeit schenkte er aber den Bildhauern und Bronzegießern. Mit Desiderio und Ghiberti sprach er viel über ihre Werke und Letzterer mußte ihn sogar nach der Michaeliskirche begleiten, da er so Wackeres von der Bronzethür und dem Standbild des heiligen Matthäus vernommen, welche beide Werke Ghiberti's Namen in ganz Italien bekannt gemacht. Auch versäumte er nicht, die Bronzethür der Johanniskirche in Augenschein zu nehmen, welche Andreas von Pisa bereits im Jahre 1330 gegossen.

Schon lag Mitternacht über der Flur; das Geräusch des Tages war in Stille versunken und die Kienfackeln vor den Häusern und Palästen der Großen fingen an zu verglimmen und flackerten nur hier und da noch auf. Im Marcuskloster herrschte Todtenstille, nur Einer wachte noch —

Fiesole. Er dachte über die Kunst und sein Wirken in derselben nach; ein Gegenstand hoher Berathung beschäftigte seine Phantasie, der Moment der Weihe war über ihn gekommen, und in solchen seligen Augenblicken mußte er hinaus in's Freie. Nacht! Sturmesgrollen! Sternenhimmel! Flüstern des Laubes! ja! das regt die Phantasie an, die sich erhebt, wie ein Riese von seinem Lager. Ohne die Nacht gäbe es keine Dichter, keine Künstler. In ihr reifen die Früchte des Geistes gleich dem Wein, der nur in Mondnächten, und durch den Thau der Nacht zur Reife gelangt; und Poesie und Kunst, sind sie nicht der Wein des Lebens? Als Gott die Welt erschuf, da rangen Körper und Geist um die Zeit, welche sich theilt in Tag und Nacht. Beide rangen um die Nacht. Der Geist aber blieb Sieger im Kampfe, denn der Geist will Licht und alles Licht des Geistes kommt ja aus den Tiefen der Nacht, wie es schon der Heiland verkündet, als er da rief: wir müssen niederfahren zur Hölle, um aufzufahren gen Himmel.

Im Marcuskloster waren bereits die Frühgebete beendigt und Fiesole saß schon an seiner Staffelei, um den Grundriß zu seiner nachher so berühmt gewordenen Himmelfahrt nach den entworfenen

Skizzen anzulegen, als der Prior des Klosters sich in das Gemach des Pabstes begab, um sich zu erkundigen, wie derselbe geruht. Bei seinem Eintritt fand er den hohen Gast schon auf und im Anschaun eines Bildes versunken, das an der Wand hing.

Wunderbar! rief der Pabst, indem seine Blicke noch immer auf dem Bilde hafteten, das eine Madonna, vom heiligen Marcus und mehreren Engeln umgeben, darstellte. — Kaum vermochte ich einzuschlafen, als ich gestern Abend von meinem Lager aus dieß Bild erblickte, das, im Schein der Wachskerzen, eine magische Wirkung hervorbrachte. Das Hohe, Heilige in den Zügen der Madonna und dann das überaus Weiche und Sanfte in den Engelsköpfen, haucht ein Gefühl ein, das eine wunderbare Wirkung im Gemüth hervorbringt. Fürwahr! es ist doch etwas Hohes und Herrliches, um die Kunst der alten Meister, denn unsere heutige Kunst ist meistens nur halb und theilweis schön und erscheint öfters als ein erkünsteltes Produkt. Die Jetztzeit malt für's Auge, die Alten für die Seele, dieß widerlege, wer sich hier mit den Schönheiten dieses Meisterwerkes vertraut gemacht.

— Also wirklich ein Meisterstück? stammelte der Prior.

— Ja, das ist's! und wie mir dünkt, aus Giotto's Zeit, aus jenen Tagen, wo noch fromme Einfalt und heiliger Sinn mit an der Staffelei saß. Wahrlich! ein Heiliger malte dieß Bild. Sollte nicht in einer Ecke desselben der Name des wackern Künstlers zu lesen sein?

— Dieses nicht! erwiederte der Prior; dazu ist der Maler viel zu bescheiden. Er lebt noch, hier in diesem Kloster.

— Wie? rief erstaunt der Pabst, er lebt, hier, in diesen Mauern, sein Name?

— Giovanni da Fiesole nennt er sich. Schon seit zwanzig Jahren weilt er unter uns und noch viele Bilder von seiner Hand gemalt, finden sich in den Zellen der Mönche und in der Kirche vor.

— Laßt sie mich sehen, rief der Pabst, indem er eine Pelzschaube mit Hermelin verbrämt umwarf. Giovanni da Fiesole, noch nie habe ich diesen Namen gehört.

Der Prior führte ihn zuerst in das Versammlungszimmer und von da in mehre Zellen. Immer reger wurde die Aufmerksamkeit des Betrachtenden,

als er hier ein Bild sah, welches die Erweckung des Jüngling zu Nain darstellte. Welch ein Wesen, bemerkte er zum Prior, spricht aus der Figur des Heilandes, der auch im irdischen Gewande seine überirdische Erhabenheit nicht verleugnet, und hier, das einfach schlichte Gemälde, wo der Maler die himmlischen Freuden schildert. Ja! auch die Einfalt hat ihre Größe.

Das Erstaunen des kunstliebenden Pabstes aber erreichte den höchsten Grad, als er in die Kirche trat, wo Fiesole's Hauptwerke prangten. An einem Pfeiler war ein Baum gemalt, an dessen Stamm der heilige Dominicus stand, dem das Marcuskloster gewidmet war. Rings an den Zweigen gewahrte man alle Päbste, Cardinäle und Heilige, die zum Predigerorden gehörten und sämmtlich auf kleinen runden Schildern angebracht waren. Von hier aus schritt der Pabst nach dem Ort, wo das Altarblatt hing: die Krönung Maria's darstellend, umringt von himmlischen Heerschaaren, Märtyrern und Heiligen. Dicht darunter waren kleine Bilderchen, welche die Thaten des heiligen Dominicus darstellten.

Da die dunkeln zusammengezogenen Fenstervorhänge den Bildern die Wirkung raubten, so gab

der Prior Befehl, dieselben zu entfalten. Als sie nun Beide vor Fiesole's schönstem Bilde, der Grablegung, standen, da flogen die Hüllen hinweg und das Licht fiel mit seinem vollsten Glanze auf das Meisterwerk herab. Der Pabst sank in tiefes Staunen und faltete unwillkührlich die Hände. Was ist's, das mich erfüllt und die Nerven schauern macht? lispelte er, indem er gläubig aufblickte. Hier, in dem engen Kirchlein, so Großes und Erhabnes. Fürwahr! solch ein Bild hängt nicht in Romas Tempeln und der, der es schuf, lebt hier ungekannt? Auf! zeigt mir noch Alles, auch das Kleinste von der Hand dieses frommen Mönches, damit ich ihn ganz kennen lerne.

Der Prior öffnete den Altardeckel und überreichte dem hohen Gaste mehre Reliquienkästchen.

— Wie? auch auf Elfenbein? Heilige und Bilder aus der Geschichte der Genesis?

Emsig schritt der Prior nach dem Chorpulte und brachte mehrere Sangbücher herbei, deren Titelblätter mit den trefflichsten Miniaturen geschmückt waren, und wo jeder Anfangsbuchstabe ein Muster von Schrift uud buntfarbiger Malerei war.

— Ist es möglich, daß ein Mensch alle diese

Werke geschaffen? Welcher Fleiß, welche Harmonie im Großen wie im Kleinen, und jenes Bild, Treu und Glauben ist mit hineingeflossen in den Schmelz der Farben, denn die Reinheit und Gottseligkeit spricht aus jedem Zuge. Fürwahr! wer so der Kunst dient, der hat sein Opfer gebracht, denn jeder Pinselstrich ist ein Ave Maria.

— Ja, das muß wahr sein, erwiederte der Prior, denn nie beginnt Fiesole ein Werk, ohne Gott um glücklichen An- und Fortgang gebeten zu haben. Das Malen nennt er mit dem Heiland umgehen und als er hier das hohe Bild, die Grablegung, malte, da ist manche Thräne mit hineingefallen.

— Die einst auferstehen werden, als leuchtende Perlen, sprach der Pabst. — O, wo verbirgt sich doch das Genie. Ich hielt anfänglich diese Gemälde aus Giotto's Zeit, aber jetzt sehe ich, daß der Maler hoch über all den Künstlern steht, denen ich bisher meine Verehrung gezollt.

— Ja, ich habe schon längst Verwunderung gehegt, wie Fiesole so ganz allein und ohne eigentliche Lehren so schnell in der Vollendung seiner Kunst vorgeschritten.

— Das ist ja der Triumph der Hohen, der

Göttlichen. Nicht wird die Kunst mühsam aufgezogen, wie ein sterblich Kind. Nein! wie Minerva aus Jupiters Stirn tritt sie mit unwiderstehlichen Waffen gerüstet aus dem Haupte des Künstlers hervor, und herrscht in ihrem weiten, unermeßlichen Reiche mit der Kraft eines Gottes. — Schnell! erzählt mir noch mehr von dem wunderbaren Maler; sein Taufname?

— Tosini.

— Seine Aeltern?

— Starben frühzeitig. Der Vater soll ein armer Schreiber gewesen sein, nach dessen Tode Giovanni zu einem Verwandten gekommen, der ein armer Töpfer gewesen und Thonplatten gefertigt.

— Hat denn vor mir Keiner den Edelstein erkannt, der hier verborgen liegt?

— Nein! Die Bilder hier hängen etwas im Dunkeln und die Zellen der Mönche sehen selten Besuch. Vor mehreren Jahren sprach einmal der Bildhauer Michelozzo bei ihm ein und einige Zeit darauf erhielt er von ein paar Fremden Auftrag, Gemälde für sie anzufertigen. Der Preis, den er dafür empfangen, war nicht unbedeutend, denn als ich eines Tages die Armenbüchse öffnete, lagen

Goldstücke darin und man sagte: Fiesole habe sie hineingelegt, es wäre das Geld, das er von den Fremden für seine Gemälde empfangen, obgleich er nie gefodert, sondern die Bezahlung den Bestellern überlassen.

— Wie lange ist dieß her?

— Es mögen wohl zehn Jahre dazwischen liegen, denn es war zur Zeit, als er die Grablegung vollendet. Irdische Güter hat er nie gekannt; fromm, andächtig und so recht mit Leib und Seele für die Kunst zu leben, erachtet er als das höchste Glück. Genüsse außer denen des Geistes kennt er nicht, sein ganzes Leben war eine Entbehrung.

— Aber ein reicher Zuschuß für die Kunst und hier, dieß Kloster, hat den Ruhm, ihn gehegt und gepflegt zu haben. So arm und leer an dem äußern und so reich an innerm Leben, aus dem doch erst die Kunst entspringt. Ha! es drängt mich, ihn kennen zu lernen, ihn, den frommen Mönch, den ich zwar schon in seinen Bildern erschaut, denn jedes Gemälde ist der Spiegel seiner Seele, der Abglanz seiner Frömmigkeit und Gottseligkeit, in deren Strahlen allein das Werk der Kunst gedeiht.

Eilig wollte der Prior von dannen, um Fiesole

herbeizuholen, als Pabst Eugen dieß verhinderte und rief: Laßt ihn, nicht will ich, daß er komme, wie ein Diener zu seinem Herrn, den man rufen läßt, daß er diene und gehorche. In seiner Werkstatt, in seinen vier Pfählen muß man den Künstler sehen, nicht in der Außenwelt des Zwanges, welche all' den Glanz und die Poesie abstreift, die ihn da umgiebt. Das Stübchen eines großen Dichters, eines großen Künstlers ist gleich dem Allerheiligsten im Tempel und die Hammerschläge in der Werkstatt eines gefeierten Bildhauers achte ich eben so hoch, als die Glockentöne, die zur Andacht in die Kirche rufen.

Belebt von dem glühendsten Eifer für die Kunst schritt er an der Seite des Priors aus dem kleinen Gotteshause. Draußen standen mehre Cardinäle und Nuntien, die seiner Befehle harrten und sich demüthig verbeugten. Er sah sie nicht, er hörte sie nicht, denn es verlangte ihn, den Maler kennen zu lernen, dessen Werke ihn so wunderbar ergriffen.

Als der Prior die Thür der Zelle geöffnet und Fiesole den Fürsten der Kirche in seiner stillen Klause eintreten sah, sank er vor ihm in's Knie. Der Pabst aber breitete die Hände aus und ertheilte ihm den

Segen. — Steh auf, Giovanni! sprach er mit leutseliger Stimme, indem er ihm die Hand reichte und ihn mit milden Blicken betrachtete.

Der arme Mönch war ganz betroffen und vermochte kaum einige Worte zu stammeln. Als ihn aber der Pabst ermunterte und sich von ihm die Skizzen zu der Himmelfahrt zeigen ließ, welche er zu malen angefangen, da gewann er Fassung, betheuerte aber, daß sein Schaffen nicht die hohe Aufmerksamkeit verdiene, indem er nur zu oft eingesehen, daß das Vollbringen hinter dem Wollen zurückgeblieben.

— Nicht so, mein Giovanni! erwiederte der Pabst, Eure Werke werden noch währen, wenn wir Beide längst in Staub zerfallen. In tausendfältigen Copieen werden sie in die Welt wandern und Millionen Herzen erwärmen, denn wer so wie Ihr malt, der hat Anspruch auf die Liebe seines Volkes, auf die Liebe aller Nationen der Welt. Auf! ermannt Euch, kommt mit nach Rom und malt dort so herrliche Bilder, wie Ihr es hier in der Einsamkeit gethan, ich meine: es wird Euch und der Kunst frommen.

— Nach Rom! in die ewige Stadt, in die Hei-

math der Künste. Fiesole warf einen fragenden Blick auf den Prior, unterdrückte einen Seufzer und — willigte ein. Der Pabst reichte ihm freudig die Hand und begab sich in seine Zimmer zurück. Die Mönche des Klosters erhielten Kunde von dem, was geschehen, und da sie Fiesole wie einen Bruder liebten, obgleich er immer ernst und weniger zugänglich war, so begaben sich eiligst mehre in seine Zelle, um aus seinem Munde das Nähere zu erfahren. Fiesole aber war hinausgegangen in den Klostergarten, wo er sich unter dem großen Kastanienbaum, seinem Lieblingsplätzchen, niedergelassen, und betrachtete das Bildniß seiner geliebten Maria.

Nicht wollte man es glauben, daß er den Ort verlassen könne, wo er von Allen geliebt und wie ein Heiliger verehrt wurde. Selbst der Prior gedachte mit Wehmuth der Stunde, wo er Einen der Frömmsten entlassen sollte, die je im Kloster gelebt. Gegen Mittag erschien der päbstliche Nuntius in Fiesole's Zelle und hinterbrachte ihm: daß Seine Heiligkeit wünsche, ihn bei Tafel an seiner Seite zu sehen. Der Wunsch des Pabstes war ihm Gesetz; er gehorchte und trat, tief in seine Kutte gehüllt, in den Saal, wo viele Bischöfe und Cardi-

äle versammelt waren, die einen Umgang in der Klosterkirche gemacht und die Gemälde des Mönches betrachtet. In ganz Florenz verbreitete sich sein Ruhm. Künstler und Gelehrte eilten herbei, man sprach nur von Fra Giovanni da Fiesole. So erfüllte sich denn, was Michelozzo gleichsam prophetischen Geistes gesprochen, und der Prior verehrte im Einverständnisse mit den Brüdern dem Pabst das Bild der Grablegung, als eine Erinnerung an die Kirchenversammlung zu Florenz und seinem Aufenthalt im Marcuskloster. Der Tag der Trennung nahte. Beklommenen Herzens durchwanderte Fiesole noch einmal den Kreuzgang, an dessen Boden er jeden Ziegel kannte. Noch einmal ging er im Klostergarten auf und ab, hier, wo er so manche herrliche Idee erfaßt und seinen Gedanken über die Kunst nachgehangen. Als er aber zuletzt noch einen Blick in seine kleine Zelle warf, in das kleine enge Malstübchen, wo er zwanzig Jahre gelebt und alle seine Hoffnungen und Träume umschlossen, da übermannte ihn eine unnennbare Wehmuth und ein Thränenstrom quoll aus seinen Augen.

Tief ergriffen und auf das Innigste gerührt, nahm er von Allen im Kloster Abschied und folgte

dem Pabst nach Rom, wo er in der Engelsburg wohnen sollte. Roms größte Künstler suchten ihn auf und rangen um seine Freundschaft, er aber, anspruchslos und einfach, ließ sich daselbst in einem Kloster aufnehmen und beendigte hier sein größtes Meisterwerk — die Himmelfahrt, das in unzähligen Copieen nach allen Landen der Christenheit ging. Der Pabst, der außer Fiesole's Wissen in der Kunst auch seine wahre Frömmigkeit erkannt, bot ihm die erledigte Erzbischofsstelle in Florenz an. Fiesole aber sprach: die Kunst möchte mich vielleicht die mir obliegenden Geschäfte nicht mit der Sorgfalt verrichten lassen, wie es verlangt wird, darum laßt mich bleiben ein schlichter Mönch, denn die Kunst verlangt ein ganzes, kein getheiltes Leben. Er blieb und schuf noch manch herrliches Bild. Er starb in selbigem Kloster, aber sein Name ist geblieben, denn wer so wie er, der Zeit vorausgeeilt, deß nimmt sich die Zeit an und nimmer, nimmer zerstört sie sein Gedächtniß.

Adelaide Giorgi.

Adelaide Giorgi.

Nachlässig den Pudermantel über die Schultern geworfen, saß die Primadonna der französischen Oper, Adelaide Giorgi, auf dem rothsammetnen Lehnstuhl und schaute in den mit Goldzierrathen versehenen Handspiegel, um zu sehen, ob die hoch frisirten Haare ganz nach der herrschenden Mode wären.

— Jeanette! rief sie ihrem Kammermädchen zu, studire doch nur mehr Romantik. Diese eine Locke höher hinauf und die andern etwas schmachtender auf die Seite. — Die Dienerin gehorchte.

— Jeanette!

— Was beliebt?

— Mehr Genialität, mehr Erhabenheit in die rechte Locke und dann die Goldrose hinein. So, etwas schelmisch, damit sie hervorlugt wie Actäon, als er Dianen im Bade belauscht.

Das Kammermädchen kam dem Willen der Primadonna nach und sann, wer wohl der lüsterne

Actäon sein könne, der sich herausnimmt, in den Badestuben Ocularinspectionen anzustellen.

— Jeanette!

— Mademoiselle!

Wenn die angehende Bettlerin wieder kommt, die mich gestern Vormittag heimsuchte, so sage nur, ich wäre unwohl und nicht zu sprechen, ein- für allemal.

— Wer ist denn diese arme Frau?

— Eine ehemalige Schauspielerin, die Clairon, der ehemalige Glanzpunkt des Théâtre français, die Königin von Carthago, wie sie Voltaire zu nennen geruht.

— Eine Königin von Carthago?

— Ja! ihr Regiment währte nur kurze Zeit. Sie verließ die Bühne und begab sich nach Baireuth, ein kleines Nest in Deutschland, wo sie am Hofe des Markgrafen die Rolle einer Pompadour gespielt.

— Wie hat sie denn die Gnade so schnell verscherzt?

— Lauf der Welt. Monarchengunst ist eine Wetterfahne, die sich nach dem Winde dreht. Man hat ihr den Laufpaß gegeben, und die Noth zwingt sie das Mitleid hiesiger Künstler in Anspruch zu nehmen.

— Die arme Frau! — ich bedaure sie herzlich.

— Ich nicht. Hochmuth kommt vor dem Fall.

— Wodurch soll sich denn nun die Arme ernähren?

— Sie kann Strümpfe stricken oder mit dem Kupferstiche von Venloo trödeln gehen, der sie als Medea darstellt und vor ungefähr zwanzig Jahren angefertigt wurde. — Doch jetzt von ernstern Dingen. Hat die Dupont mir noch nicht die neuen Stoffe zur Ansicht geschickt?

— Noch ist nichts gekommen, wird aber wohl noch heute geschehen.

— Nimm dem Mädchen die Sachen im Vorzimmer ab, ich kann es nicht leiden, wenn sich solche Geschöpfe in meine Nähe drängen. — Jetzt schnell, es kommt wahrscheinlich Besuch. Anbeter, die mich umschwärmen und glücklich sind, wenn ein gnädiger Blick auf sie herabfällt.

Kaum war die Toilette beendigt, so wurde sehr sanft an der Klingel gezogen. Während die Primadonna den Pudermantel von sich warf und nun eine herrliche Robe à la Bergère erkennen ließ, öffnete Jeanette die Thür.

Leise wie Feentritt, gleichsam schwebend, wie der goldene Flügelstaub der Schmetterlinge, säuselte der

von süßen Gewässern träufelnde Marquis von Clisson in das Zimmer der ersten Sängerin.

— Permission! hochgefeierte Künstlerin! lispelte der Süße, indem er ihr die Hand küßte. Wohl geschlafen auf den Lorbeeren, die Sie sich gestern als Alceste erworben? — Ach, Sie waren himmlisch! Ihre Bravour-Arie: Il me dechire et m'arrache le coeur. Ich sage Ihnen, Sie sind mir im Traume erschienen, obgleich ich sehr unruhig geschlafen, da mich das Applaudiren ungemein angegriffen.

— O, ich bedaure von Herzen. Aber, es war nahe daran, dem Publicum den Genuß zu entziehen, indem ich fest entschlossen war, gestern nicht zu singen.

— Mon dieu! das wäre ja schrecklich gewesen, ein Unglück für ganz Paris. Weshalb? warum? doch nicht etwa gar durch Unpäßlichkeit?

— Nein, eine kleine Caprice, die mich manchmal überfällt.

— Caprice? — O Sie kleine Schäkerin.

Der Künstler soll und darf sich nicht immer als Sclave des Publicums betrachten. Durch Absagung eines Stückes kommt sein Name mehr in's Publicum,

als wenn er zehnmal darin auftritt, denn der kleine rothe Zettel setzt Tausende von Zungen in Bewegung.

— Kenne das. So ein Unglückspapier ist fähig, das ganze Café Procope in Verwirrung zu bringen. Warum? weßhalb? — Eingetretene Hindernisse. — Ist sie krank? ist er durchgegangen? Ach, man wird erdrückt von all' den Fragen, die ein solcher Sturm mit sich führt.

— Neulich habe ich auch einen solchen Sturm herbeigeführt.

— Sie? himmlische Adelaide? — nicht möglich!

— Und doch. Sie werden sich entsinnen, daß unlängst auf hohen Befehl „Orfea" angekündigt war

— Sehr wohl! es war am 13. August. Mein Cousin, der Chambellan, hatte ja die Ehre, dem Directeur Dauvergne den Befehl des Königs zu hinterbringen.

— Befehl! Befehl! — Ein König kann über eine Million Soldaten gebieten, daß sie sich marschfertig halten sollen, aber nie über einen Künstler, daß er spiele oder singe. Dieß habe ich bewiesen, indem ich an jenem Tage mich zwei Stunden vor der Vorstellung krank melden ließ.

— Wie? le malade imaginaire privatim gespielt?

— Zu meinem Vergnügen und — zur Kühlung einer kleinen Rache.

— Rache?

— Sie kennen ja die Duplant, die für zweite Partieen engagirt und schon seit halben Ewigkeiten mit einem Herrn von Lavasseur verlobt ist, der gewisse Herr, der immer ein Heer sogenannte Claqueurs im Parterre aufstellt, wenn seine Wertheste einmal im Besitze einer erträglichen Partie ist.

— Kenne ja die Stumpfnase. Eine Toilette zum verzweifeln. Im „Rosenfest von Salency" sah sie wie eine melancholische Fledermaus aus.

— An jenem Tage Nachmittags um zwei Uhr sah ich sie mit ihrem Seladon auf's Land fahren, auf ein Gut, drei Stunden von Paris. Nach Paragraph 12 unserer Contracte darf am Spieltage kein Mitglied vor Abends sieben Uhr das Haus verlassen. Mein Plan war bald gemacht. Um vier Uhr ließ ich mich krank melden, gerade als der Comité versammelt war. Allgemeine Ueberraschung. Doch — die Duplant hat ja meine Partie zu ihrer Auftrittrolle gewählt, mithin keine Hemmung. Man schickt eiligst in ihre Wohnung; alle Thüren ver-

schlossen. Boten gehen nach allen Winden, — vergebens. Orfea auf hohen Befehl; der Comité ist in der größten Verwirrung, denn es soll und muß Oper sein. Die Theaterdiener liefen schweißtriefend in alle Straßen, um die nichtbeschäftigten Mitglieder herbeizuholen und nach unsäglicher Mühe brachten sie zwei kleine Operetten zu Stande.

— Entsinne mich. Der Gärtner von Sidon und Monsigny's Operette: „Man sieht niemals Alles voraus.“

— Ja, ich sah aber Alles voraus. Die Duplant wurde mit Einziehung einer halben Monatsgage bestraft und ich hatte mein Müthchen gekühlt.

— Herrlich, herrlich! — Aber, mon dieu! wie fanden Sie sich denn mit dem medicinischen Richter, mit dem Theaterarzt ab?

— Theaterärzte? O, Herr Marquis! das sind Phantasiestücke. Etwas Verstellungskunst würde schon hinreichen, so einen Jünger des Aesculap aus dem Gleise zu führen. Ist aber gar nicht nöthig; wenn ich sage: ich bin krank, so glaubt er es.

— Unmöglich! — Der Staatssecretair, der das Departement von Paris hat, hat ja neulich dergleichen Männer in Eid und Pflicht nehmen lassen.

— Der Theaterarzt ist mein Hausdoctor. Widerspricht er, so —

— Charmant, charmant! — Aber werden sie um des Himmels willen nur nicht diese Woche krank, ein klassisches Repertoir.

— Ei, Herr Marquis! haben Sie so genaue Kenntniß von unserm Theater?

— Weiß Alles. In vierzehn Tagen wird ein neues Ballet einstudirt: „Acis und Galatée." Jetzt aber das Neueste.

— Nun?

— Wissen Sie, wie hoch sich die Summe beläuft, die man dem Ritter Gluck als Pension ausgesetzt? Dreitausend Livres. — Es war ein Geheimniß, das mir die Orchesterdirigenten Francoeur und Roy anvertraut haben, als ich sie das fünfte Mal bei mir zu Tische hatte.

— Aber das Repertoir?

Liefert mir der Souffleur. Sehen Sie, hier ist es. Sonntag: Lucile von Gretry; Dienstag: das Fischermädchen von Piccini, dann der Faßbinder von Audinod, und Donnerstag ....

— Der Kammerdiener des Prinzen Condé! rief

Jeanette, die jetzt hereintrat und dem Angemeldeten die Thür öffnete.

Selbiger übergab der Primadonna ein zierliches Billet. Nachdem sie selbiges gelesen, ließ sie Seiner Hoheit ihren Respect vermelden und — sie würde erscheinen. — Kaum war der Kammerdiener hinaus, als der Marquis lispelte: Wie? Holdselige, vom Prinzen Condé ...

— Eine Einladung zu heut' Abend, zu einer der musikalischen Academieen, die der Prinz von Zeit zu Zeit in seinem Palais zu geben pflegt. In den höflichsten und gewähltesten Worten ersucht er mich, eine Arie zu singen. Ich habe es zugesagt. Werde ich das Vergnügen haben, Sie dort zu sehen?

— Mir ist noch nicht die Ehre zu Theil geworden. O! hohe, gewählte Gesellschaft. Nur kann ich, als Freund der Oper, es durchaus nicht billigen, daß er öfters Schauspieler mit in den Kreis zieht.

— Wie? Schauspieler vom Théâtre français? keine Mitglieder der Oper?

— Kenne sie Alle. Francoeur, der neulich des Prinzen neueste Compositionen für die Flöte durchsehen mußte, hat sie mir genannt.

— Schnell, Herr Marquis! ihre Namen.

— Dugazon, Dorival, Préville und neulich auch die schöne Pardon! — die Olivier.

— Wie? die Olivier? die sich auf ihr bischen Gesicht Wunderdinge einbildet und nimmermehr vom Kothurn herunterkommt. Ha! sie werden wohl der leeren Declamationen überdrüssig sein.

— Was sind aber auch die süßen Verse einer Amenaide und einer Zaire gegen einen Triller der Primadonna! Aber, was muß ich hören? Die Olivier, eine gewöhnliche Schauspielerin, ist mir, der Primadonna assoluta, vorgezogen worden? Nimmermehr erträgt dieß mein Stolz! ich werde mir Genugthuung verschaffen und die Sache auszugleichen wissen.

— Mon dieu! auf welche Art? — Himmel! ich ahne, Sie wollen keine Notiz von der Einladung nehmen, wollen gar nicht hingehen?

— Getroffen, Herr Marquis. In diesem Gedanken liegt eine Welt voll Seligkeit. Ha! schon sehe ich im Geiste, wie sich die bekreuzten und besternten Herren um den Prinzen drängen, wie man nach der Ursache meines Außenbleibens forscht, wie sich der Prinz in Verlegenheit befindet, die Nummer des Concerts auszufüllen, die eine meiner Bravour-Arien geschmückt und an deren Stelle vielleicht nun

ein einschläferndes Flötenspiel tritt. Ja, ja! Beharrlichkeit sei heute die Losung, ich, die Primadonna der französischen Oper zu Paris, will ein Beispiel geben, was eine Sängerin vermag, will zeigen, daß sie trotzen kann den Großen und Mächtigen, die da wähnen, die Kunst sei eine Dienerin, welche aufwarten müsse, wenn es ihnen beliebt.

— Dem Marquis war der Schreck in alle Glieder gefahren. Fast zitternd lispelte er: Hohe, verehrte Adelaidchen! verrathen Sie mich nicht, daß ich Mitwisser des Geheimnisses bin. Mein Cousin, der Chambellan, — mon dieu! es ist ein Wagstück —

— Das ich ganz allein übernehme. Auf Wiedersehen, Herr Marquis!

Der alte Muscadin empfahl sich und stieg beklommenen Herzens in den Wagen, der jetzt davon rollte.

Die Primadonna machte den Nachmittag eine Spazierfahrt und ließ bei ihrer Nachhausekunft vom Kammermädchen alle diejenigen Kleidungsstücke wieder hinwegtragen, die selbige schon zur ausgewählten Toilette bereitgehalten hatte. Während sie des Abends in aller Bequemlichkeit auf dem schwellenden Divan saß und sich von ihrem Kammermädchen

aus den Memoiren der verstorbenen englischen Schauspielerin Sophie Baddeley deren Liebesabenteuer vorlesen ließ, wurde heftig die Klingel im Vorhause gezogen. Jeanette eilte hinaus. Gleich darauf trat athemlos der Kammerdiener des Prinzen ein, um sich im Namen Seiner Hoheit nach der Ursache des Außenbleibens zu erkundigen.

— Concert — bei dem Prinzen? erwiederte ganz unbefangen die Primadonna. Ha! dieses habe ich ganz vergessen und nun noch zu erscheinen ist unmöglich; denn, wie Sie sehen, bin ich im Negligee.

Der Kammerdiener entfernte sich und brachte seinem Herrn die Hiobspost. Mademoiselle Giorgi aber freute sich dergestallt, daß sie mit ihrem Schooßhunde zu tanzen begann.

Der Marquis fürchtete böse Folgen und wähnte schon, einen Scandal losbrechen zu sehen, wenn Einer im Parterre sich räusperte oder wenn nur ein Stock umfiel. Es geschah nicht das Geringste, denn, wird sich ein Prinz auf solche Art rächen? Die erste Sängerin feierte noch manchen Triumph und als nach einigen Wochen der Marquis abermals geruhte, ihr einen Besuch abzustatten, fand er die Primadonna geschmückt wie eine Fürsten vor ihrer

Psyche stehen. Eine Tunica von Crepp, mit kostbaren Spitzen besetzt, umwogte ihre Schultern, während von dem Barett herab zwei schwarze Reiherefdern wallten, mit denen man zu Ende des vorigen Jahrhunderts unerhörten Luxus trieb und das Stück mit zwei bis 300 Francs bezahlte. Auf ihren Fingern glitzerten ganze Diamantgruben und die Atlasschleppe reichte hin, das Etablissement eines kleinen Seidenhändlers zu begründen.

— Süße! wollen Sie mich blenden? lispelte der entzückte Marquis, indem er ihr die Hand küßte. Hohe! Herrliche! Göttliche!

Hier versiechte dem unsterblichen Moschusmenschen der Quell der Beredtsamkeit, den nur die Primadonna wieder flüssig machte, indem sie höchst erfreut und in scherzendem Tone fragte: Errathen Sie wohl, Herr Marquis! wo ich heute speisen werde?

— Speisen? heute? — Gewiß beim Marquis de Villmes.

— Sie irren!

— Beim Marschall de Bellville?

— Hinauf! in höhere Regionen! Bei seiner Hoheit, dem Prinzen Condé.

— Himmel! welch ein Triumph!...

Den zu feiern mir allein vorbehalten ist. Sie wissen, daß ich ihn unlängst durch mein Außenbleiben in eine nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Tausende, selbst Sie, Herr Marquis, würden sich glücklich geschätzt haben, Zutritt in so hohem Hause zu erhalten. Ich, die Primadonna, lachte darob und — doch, doch. Ha! wo ist eine Aktrice, die sich solcher Huldigungen rühmen darf? Wo ist das Weib in Paris, dem solche Ehre erwiesen wird, wie mir?

Stern erster Größe! winselte der Marquis, lassen Sie mir das Glück zu Theil werden, Sie in meinem Wagen in das Palais zu begleiten.

Der Stern erster Größe nahm dieß Anerbieten an; die Schleppe der Primadonna rauschte durch den Vorsaal; der Marquis folgte ihr bis zur Kutsche, die vor ihrem Hause hielt. Am Palais des Prinzen angelangt, stieg die Sängerin aus und ging stolz die mit Fußteppichen belegte Treppe hinauf. Ein Kammerdiener empfing sie und geleitete sie in ein Vorzimmer, wo sie sich wider Erwarten ganz allein befand.

Sollte sie heute die Erste sein? sie, die immer die Letzte war und auf sich warten ließ? — Wo bleibt der Prinz, der sie begrüßt, der sie vorstellt, wo bleiben die Huldigungen und Elogen? —

Schon war eine Viertelstunde vergangen und noch ließ sich Niemand sehen, Der Kamin, der sonst immer wie ein Vulkan glühte, schien heute ein ausgebrannter Krater. Das kleine Schauerchen war verflogen und es begann eine Temperatur einzutreten, die sehr viel Talent zum Gefrierpunkt hatte.

Die Künstlerin, die sich auf einem Sessel niedergelassen, erhob sich jetzt und ging mit heftigen Schritten im Zimmer auf und nieder. Die Oelgemälde an den Wänden schienen Leben und Gestalt zu gewinnen, denn ein Faun grinste sie ganz schelmisch an und ein Bild aus der niederländischen Schule, wo eine Dirne so zu sagen Rübchen schabte, schien auf allen Tritten zu folgen. Schon trat eine Zornesröthe auf das Gesicht der ersten Sängerin, denn es fing ihr an, sehr ennuyant zu werden, da hörte sie Thüren öffnen und Menschenstimmen aus allen Tonarten. Endlich! endlich! — Die Flügelthür sprang auf und der Kammerdiener, der neulich an die Primadonna abgeschickt worden war, brachte ihr mit Bedauern die Nachricht: Hoheit hätten die Einladung ganz vergessen und speiseten heute bei Hofe.

Mademoiselle Giorgi schluckte den Aerger hin-

unter (das Einzige, was sie zu schlucken bekam) und ging beschämt durch die Bedienten, die trotz der der tiefen Referenzen doch ganz verdächtige Gesichter schnitten. — Kein Wagen, keine Portechaise in der Nähe. Sie war außer sich vor Wuth, und als sie die Hausflur durchschritt, gab ihr sogar noch ein kleiner rabenschwarzer Mohr eine bittere Pille, indem er ihr schelmisch und in schneidendem Diskant nachrief: Mademoiselle! wünsche wohl gespeist zu haben!

Das Invaliden-Concert.

Das Invaliden-Concert.

In einer Ecke des italienischen Kaffeehauses zu London saß eines Tages still und in sich gekehrt ein Mann von mittleren Jahren. Seine funkelnden Augen und das brandschwarze Haar ließen auf den ersten Blick den Italiener erkennen. In seinen Gesichtszügen lag jedoch ein Mißmuth, der sich in ungewissen Lagen über das Angesicht verbreitet und jedwede Freude zu verscheuchen droht, die hier und da noch als leuchtende Perle oder als Wunderblume aus dem Meer des Lebens auftaucht.

Während der Mann aus dem Lande der Citronen so vor sich hinstarrte und unbewußt die verglommene Cigarre zwischen seinen Fingern drehte, öffnet sich die Thür. Ein Mann, tief in die Vierzig, nach englischem Schnitt gekleidet, sonst aber jeder Zoll ein Italiener, tritt herein.

— Casatti! ruft der Eingetretene, wirft seinen Hut auf den Tisch und stürmt auf den Fremden zu, der plötzlich aus seinen Träumen erwacht.

— Ist's möglich! Daponte! — Landsmann; Freund, Bruder! lebst Du noch, oder ist es Dein Geist?

— O, ich lebe noch! rief Daponte, der Textdichter des Don Juan. — Aber, glaub' mir, nur so ein halbes Leben, denn mir fehlt immer das Beste — Geld. Sieh, hier meine Tasche, leer —

— Wie mein letztes Concert, fiel ihm Casatti in die Rede; denn Casatti war ein großer Violin-Virtuose, welcher mit Empfehlungsbriefen nach London gekommen war, aber in einem veranstalteten Concert kaum die Kosten einnahm.

Das Wiedersehen Beider verscheuchte auf Minuten die trübe Stimmung und nachdem Casatti Nachricht von allen Freunden und Bekannten in Italien gegeben, erwähnte er mit Frohsinn das liebe gemüthliche Wien, wo er sich zuletzt aufgehalten und in Kunstgenüssen geschwelgt habe.

O Wien! mein Wien! rief Daponte. Zehn Jahre von meinem Leben wollte ich darum geben, wenn ich nur noch eine Woche, nur einen Tag

wieder so verleben könnte, wie ich dort tausende inmitten meiner Freunde verbracht. Deutschland hat zwei Herzen: Prag und Wien. — Eine Welle der Donau gilt mir mehr, als hier, die stolze Themse mit ihren bewimpelten Schiffen. — Prag! Freund Casanova! — Wien! — Augarten! Prater! — Ach! wo ist die Zeit hin, wo ich den Text zum Dianenbaum und zum Figaro schrieb, wo ich mit meinem Wolfgang über den Text zum Don Juan brütete, damit die Zerlina „una bella parte" erhalte und der Untergang des Wüstlings sich romantisch an die Schrecken der Geisterwelt knüpfe. Wo sind die Stunden hin, die ich mit ihm im Hause des Impresar Bondini verlebt?

— Bondini? rief der Virtuose. — Der Schwager Viotti's, dessen Frau damals die Zerline gespielt?

— Ja wohl! eine Zerline, wie ich sie niemals wieder gesehen. Noch tönt es: „Batti, batti" an mein Ohr, wenn ich an die kleine Frau mit den schelmischen Augen denke, obgleich ihr Mozart einmal scharf den Text las, als sie im zweiten Satze die vorgeschriebene Wiederholung dem obligaten Instrumente überließ. Und dann Freund Bassi in Prag.

— Bassi? bei der Guardasoni'schen Gesellschaft, welcher zuerst den Don Juan gesungen?

— Gesungen und gespielt, daß Mozart selbst Bravo rief, als der Bursche im Presto des „Fin ch' han dal vino" das Publikum zum stürmischen Beifall hinriß. In der Probe noch nannte er die Arie eine Bagatelle. Abends aber sah man die Wirkung. Ein Feuer und eine Begeisterung, als wenn zehntausend Champagnerstöpsel losknallten. Bassi ist der erste und letzte Don Juan, denn die andern Kerle, die ich später sah, waren mehr Madrider Fleischergesellen als spanische Cavaliere.

Nachdem Beide ihre Erlebnisse in flüchtigen Skizzen dargestellt und Daponte erzählt, wie er in London Mitdirector des italienischen Theaters gewesen, wie er lange Zeit im Schuldthurm gesessen und jetzt als Commissionär agire, warf Casatti die Frage auf: ob er nicht wisse, wie man durch ein musikalisches Werk einen Effect hervorbringen könne, der zugleich Geld einbringe, mit einem Worte: Etwas, das aus der Geldnoth reiße, es möge nun im Bereich der Poesie oder der Musik liegen, er habe sich in Beiden mit Glück versucht.

— Effect? erwiederte Daponte. — Effect macht

stets das T o l l s t e, aber — mit Geist, dieß bewies Tartini mit seiner Teufels=Sonate, dann G r a y, als er nach Swift's Rathe eine Idylle unter Bettlern auffaßte, und seine berühmte Bettler=Oper auf die Bühne brachte, welche sich in allen drei Königreichen solchen Beifall errang, daß hier deßhalb die italienische Oper zu Grunde ging und der gute Sandrini mit Schulden zum Thor hinaustrabte.

— Das Letzte steht auch mir bevor, entgegnete Casatti, wenn ich nicht ein Mittel ausfindig mache, welches mich dieser Unannehmlichkeit überhebt.

— Wie? du willst eine Oper schreiben?

— Bewahre der Himmel! — Muße würde ich allerdings haben, denn wenn der erste Akt beendet, könnte ich die andern im Schuldthurme zu Papier bringen, und was da die Phantasie für Springe macht, na! dieß wirst Du wohl am besten wissen. Nein! ich denke, es muß für einen Concertisten Dinge in der Welt geben, die man als Lockspeise anwenden kann und das Publikum so zu sagen mit Gewalt in den Concertsaal ziehen. Gott Apoll möge mir den Gedanken verzeihen, ich weiß wohl, daß er nicht vor seinem Gericht besteht, aber der Drang der Umstände läßt hier einmal fünf gerade

sein. So eine Teufelei füllt allein noch den Säckel, denn mit der wahren reinen Kunst kommt man in England am allerwenigsten durch.

— Da hast Du vollkommen Recht. Ein Narr ist derjenige, der es in unsern Tagen noch mit der Kunst gut meint! denn sie läßt ihre Jünger verhungern. Dichter, Maler, Tonkünstler, alles gleich. Der Kartenmaler hat immer Brod, während derjenige, der Madonnen schafft, darbt und Mangel leidet. Der Musikant, der zum Tanze aufspielt, befindet sich weit wohler als Einer, der eine Symphonie von Gluck oder Mozart aus seinem Instrumente hervorzaubert. Nun vollends Dichter, die verfolgt das Unglück auf allen Wegen, denn mit dem ersten Zug der Muttermilch tranken sie schon mit dem Elend Brüderschaft.

— Freund! Du sprichst mir aus der Seele und — es ist bittre Wahrheit.

— Nur allzuwahr! ich habe es in meinem vielbewegten Leben erfahren und oft wird der Unmuth Herr über mich, wenn ich den trüben Blick zurückwerfe. Wahrlich! die Lastträger und Matrosen da unten in der Ankertaverne oder beim Calfatern der Schiffe habe ich oft um ihr Loos beneidet. Wenn

sie sich an den gedeckten Tisch setzen, dann sehe ich der Dichter des Don Juan, mich öfters nach einem Freund um, der mir einen Pens borgt, damit ich den Hunger stille. O, es ist eine Schande! Wäre ich nicht gewesen, es gäbe keinen Don Juan, nicht das Meisterstück, an dessen unsterblichen Tönen sich die Welt erquickt, denn ich habe meinem seligen Wolfgang doch erst den Ur= und Zündstoff gegeben. Sieh, dieß ist auch der Grund, daß ich mich ganz von der Poesie losgesagt. Es ist eine entsetzliche Täuschung und der Täuschung größte das Theater. Geh einmal für mich an die deutschen Bühnen und sage: gebt dem armen, nothleidenden Poeten ein paar Thaler, ein Brosamen von dem, was der Figaro und der Don Juan eingebracht, Du wirst überall einen steinernen Gast antreffen. O, ich könnte den Intendanten und Direktoren noch ein ganzes Leporello=Verzeichniß von all den Sünden vorhalten, die sie begangen und noch begehen.

— Habe es ja erfahren, als ich manchmal hier und da anhielt, um während der Zwischenacte auf der Bühne zu spielen. Die liebe Mittelmäßigkeit ist es, die heut zu Tage so sehr dominirt. Wahrlich! ein Talent möchte mit dem Himmel rechten, daß er nicht einen mittelmäßigen Menschen aus ihm gemacht

— Darin liegt's ja. Das Genie ist Beleidigung für die Masse. Dummheit und Glück sind Zwillingsbrüder, und wenn nicht der Zufall seine Nase in's Leben steckt, so müssen wir Fisco machen, wir mögen wollen oder nicht. Dann muß der Dichter und Tonkünstler Connexion haben. Ein Talent ohne Connexion ist ein Sänger ohne Ausbildung, eine Baßgeige ohne Bogen. Hast Du denn keine Empfehlungsbriefe mitgebracht?

— Nein! ich dachte meine Kunstfertigkeit würde dieselben ersetzen.

— Larifari! Das ist ein Wechsel, den man hier nicht gleich auf der Stelle acceptirt.

— Ich habe doch mit der ganzen Seele gespielt. Einer wird mich doch erkannt haben?

— Eine Schwalbe macht keinen Sommer. Mit einem Wort: Götterseele oder Hanswurst. — Hättest Du auf dem Zettel gesagt: ich mache das Piccicato mit der Nase, und die Triller mit dem Ohrläppchen, so hätten sie sich um die Billets geschlagen, so aber kommt kein Mensch und wenn dem Teufel seine Großmutter ein Hornsolo vortrüge.

— Ja! was ist da zu thun? Du hast Erfahrung,

bist ein offener Kopf, der gewiß schon manchmal sich aus so verhängnißvoller Lage glücklich herausgezogen.

— Freund! Du weißt ja, ich war einmal Mitdirector des italienischen Theaters. Zwanzig Mitglieder saßen in der Klemme und ich schaffte Rath. — Ich sage Dir, steig vom Kothurn herab und spiel einmal den Charlatan. Wenn ich wieder einmal Verse machen sollte, so fabricire ich für den Kalender oder ergänze die Karicaturen, wie man sie in den Bilderläden kauft.

— Gib mir so etwas Lächerliches an. Noth kennt kein Gebot. Sinne nach, Du sollst nicht leer dabei ausgehen, denn ich denke, etwas Metall kann Dir unter bewandten Umständen auch nicht schaden.

— Wollen sehen. Aus der Luft läßt sich's freilich nicht greifen. Sollte mir aber selbst Spaß machen, wenn wir der Kunst und den Engländern ein Schnippchen schlügen, so etwas Tolles, daß die halbe Welt darüber lachen müßte. Es ist zwar nicht so schnell abgemacht, wie mit punctirten Achtelnoten, aber barocke Einfälle sind hier so gut wie baares Geld

— Nun, wir wollen hoffen, sprach Casatti, indem er seinem Freund eine Cigarre gab. Mit dem blauen Rauche verdampften sie die Sorgen und das

Kommen und Gehen der Gäste; die fremdartigen Gestalten trugen wacker zu ihrer Zerstreuung bei.

Während Beide ihren Kaffee hinunterschlürften, kommt ein Buckliger zur Thür herein, der ein ungemein komisches Compliment macht und dann mit imperatorischer Hoheit aus einer langen Pfeife raucht.

Daponte kann vor Lachen kaum seine Tasse halten, ebenso Casatti. Nachdem der Kleine sich unter der Menge verloren und dann und wann wie die Geister Ossians aus dem Tabacksnebel auftauchte, sagte Daponte lächelnd: Freund! wenn der in Deinem Concerte Posaunen blasen wollte, der machte Effect. Gib ein Concert, wo solcher Mißwachs mit harfenirt und singt, ich sage Dir, Du machst Geschäfte wie Keiner. Einer obligat, vielleicht gar ein Trio oder ein Quartett.

— Dieser Gedanke ist Goldes werth. Aber wie und auf welche Art ein solch Orchester zusammen zu berufen?

— Würde nicht unter die unmöglichen Dinge gehören. — Ich kenne hier eine Menge Musiker, Dilettanten und Fachleute, die gerade nicht zum Flügelmann geboren sind; wenn diese ein gutes Honorar bekommen, so sind sie da mit Leib und Seele

und die Violinisten geigen das Blaue vom Himmel herunter.

— Herrlich! prächtig! flüsterte der Virtuose. Ein gebrechlicher Musik-Verein, ein Invaliden-Concert. — Freund! schaff' mir ein Chor solch Erhabener und ich bin über alle Hindernisse hinweg.

— Was in meinen Kräften steht, soll geschehen. Wo wohnst Du?

— Bow-street, Nummer 70.

— Teufel! das ist weit, denn ich vegetire in Charing-Croß.

— Nun, so finde ich mich morgen um dieselbe Zeit wieder hier auf dem Kaffeehause ein.

— Gut! ich erwarte Dich. Ich will noch heute mit zwei Geigern reden, die brillante Buckel haben. Ein Clavierstimmer, der mir gegenüber wohnt und den ich noch von meiner Unternehmung her kenne, hat in eine schiefe Familie geheirathet, die durch und durch musikalisch ist. Dessen Vetter und Schwäger werfen nicht allein gute Solospieler ab, sondern decken auch noch einen Theil der Streich-Instrumente.

Casatti klimperte den Rest seiner Börse zusammen und ließ in freudiger Hoffnung auf das Invaliden-Concert Punsch herbeibringen. Beide stießen auf das

Gedeihen des Unternehmens an und acht Tage später verkündigten rothe und gelbe Anschlagezettel in der Größe eines Fußteppichs eine

Académie des Invalides
unter Direction des Maestro Carlo Casatti.

An der table d'hôte, auf der Börse, im Kaffeehaus, überall sprach man von diesem musikalischen Lustspiel. Mittags am Tage der Vorstellung war schon kein Billet mehr zu erhalten. John Bull rannte in das Concert wie närrisch. Eine Stunde vorher war der Raum gefüllt. Ein Wispern, ein Flüstern, ein Gelächter erscholl schon, wenn einer von den Virtuosen durch die Thür kam, welche auf das Orchester führte. Bald kam ein Buckliger mit einem Horn, bald ein Einäugiger, hinter diesen in Dreiachtel-Takt ein lahmer Baßgeiger und zum Schluß ein paar Zwerge. Eine allgemeine Augenrüstung begann. Lorgnetten, Operngucker und Fernröhre, Alles war auf das seltsame Orchester gerichtet, welches stimmte und präludirte.

Da erschien der Beherrscher der Gnomen und Zwerge, der Director und — die Ouverture nahm ihren Anfang.

Mit jedem Tacte stieg das Lachen und Kichern. Hier blies ein Pausbackiger in die Posaune, als wenn das Mundstück zur Stürze herausfahren sollte, Die Geiger stocherten darauf los und der Schief-

beinige am Basse schwitzte, daß der Steg unter Wasser stand. Kaum war der letzte Strich gethan, als ein weithin rauschender Beifall den Eifer der Musiker krönte, welche Freude sich in allen Winkeln ihrer Gesichter wiederspiegelte.

Durch diese Aufmunterung unendlich kirre gemacht, traten jetzt die zwei Bucklichen vor, um ein Violin-Duett zu spielen. Der Applaus ging von neuem los. Die Geiger in Escarpins und seidenen Strümpfen verneigten sich ellentief, während die Notenpulte bis zum untersten Pflocke herabgeschraubt wurden.

Der Erste begann mit einem Adagio, wo der Andere zwölf Tacte zu pausiren hatte. Wie der Blitz fiel er ein und — nun ging das Rasseln los. Donner und Wetter! — die Zahnschmerzen heilbar! — Doch die Braven geigten ihren Satz herunter, als wenn Orpheus dahinter stehe. Unter donnerndem Beifall verließen sie den Ort des Ruhmes und der Thaten, und hüpften selig wie die Bachstelzen auf das Orchester.

Nachdem die große Armee eine leichte Symphonie executirt hatte, worein der Director komische Soli gelegt, welche das Miauen der Katze, den Hahnruf und das Quaken der Frösche nachahmten, traten wiederum drei Virtuosen in die Schranken. Ein

Großnasiger, ein Einäugiger und ein Wasserkopf, welche ein Trio spielten.

Der Drang wurde immer größer und erreichte seinen Culminationspunkt, denn jetzt erschien ein Buckliger und ein Zwerg. Der Bucklige sang mit voller Orchesterbegleitung das Lied: „Schöne Minka!" und der Zwerg, der auf einem Stuhle stand, damit er von Allen gesehen werde, die Baß-Arie einer englischen Oper: „Ich bin ein Held und führe euch zum Kampfe." Die Sache fand rasenden Beifall. Der entzückte Director tractirte nachher die ganze Capelle, und wer noch nicht schief war, wurde es nun wirklich, denn Punsch und Grog floß in Strömen. Zwei Tage darauf wurde das Concert bei erhöhten Preisen wiederholt. Der Zudrang wuchs immer mehr und noch viele Wiederholungen fanden bei gedrängt vollem Hause Statt.

Der Dichter jubelte, die Buckligen jubelten; aber hoch vor Allen der Virtuose, der sich bald darauf zum Abschied rüstete und seinen Freund noch etliche Batzen in die Hand drückte. Hier, rief er, nimm hin! Leb' wohl! Gott erhalte England! ich reise mit leichtem Herzen, denn weißt Du, was mir diese Sache eingebracht hat?

— Nun?

— Nahe an tausend Pfund.

„Dem Narrenkönig gehört die Welt."

Ludwig Devrients
erste Schritte auf seiner künstlerischen Laufbahn.

(Nach Originalurkunden und der Erzählung eines alten Schauspielers.)

Ludwig Devrients

erste Schritte auf seiner künstlerischen Laufbahn.

(Nach Originalurkunden und der Erzählung eines alten Schauspielers.)

Merkwürdig genug war das erste Künstlerjahr eines der ausgezeichnetsten deutschen Schauspieler bisher in ein mystisches Dunkel gehüllt, und es ist wahrhaft zu bedauern, daß ein Mann von solchem Genie wie Ludwig Devrient, der Leben und Kunst mit eben so viel Heiterkeit als Ernst aufzufassen wußte, uns nicht Memoiren aus seiner Jugendzeit hinterlassen hat. Selbst Rellstab, der mit dem Verewigten näher befreundet war, kann die Begebenheiten jenes Zeitraumes nur oberflächlich berühren, da er in seinem Buche: „Blumen- und Aehrenlese aus meinem jüngsten Arbeitslustrum,“ wo er Skizzen aus dem Leben und den künstlerischen Leistungen Ludwig Devrients mittheilt, selbst gesteht, daß er sehr wenig über die Anfänge der künstlerischen Laufbahn seines berühmten Freundes aus dessen Munde gehört.

Rellstab läßt ihn schon im Jahre 1803 in Gera

bei der Lange'schen Gesellschaft seine theatralische Wirksamkeit beginnen und Z. Funk in seiner Schrift: „Aus dem Leben zweier Schauspieler“ zu Anfang des Jahres 1805 bereits als Hofschauspieler in Dessau auftreten. Beide irren, denn nachstehende Erzählung aus dem Munde eines gewissenhaften Mannes, des frühern Schauspielers und nachherigen Souffleurs Grege, der mit Ludwig Devrient befreundet gewesen, so wie ein Theaterzettel aus Zeitz vom 8. April 1805 widerlegen obige Angaben.

Der im Jahre 1842 verstorbene Souffleur Grege, den ich in Merseburg kennen gelernt hatte und einige Mal durch Leipzig reiste, erzählte mir schon früher mehre Züge aus Devrients Leben und noch kurz vor seinem Tode theilte er mir Folgendes mit.

Im Mai des Jahres 1804, wo er in Naumburg an der Saale bei dem Schauspiel-Director Lange als Schauspieler und Sänger engagirt gewesen, sei eines Abends ein junger Mann auf das Schießhaus gekommen, wo sich die Schauspieler außer den Spieltagen gewöhnlich eingefunden. Nachdem er einige Zeit ruhig in einer Ecke gesessen, habe sich jener Fremde dem Tische genaht und zuerst ihm eröffnet, daß er Ludwig Devrient heiße, sich der Schauspiel-

kunst widmen und deßhalb mit dem Director Lange sprechen wollte.

Grege theilt dieß sofort dem Regisseur der Gesellschaft Weidner mit, der Devrient in die Wohnung des Directors begleitete. Da Lange Vertrauen zu dem jungen Manne faßte, wurde er engagirt und trat zuerst (nach Funks Angabe) den 18. Mai 1804 unter dem angenommenen Namen Herzberg, als Bote in der „Braut von Messina" auf. Von Talent oder gar von außerordentlicher Befähigung fand sich bei diesem ersten Versuche wenig Spur, obgleich Weidner nicht versäumte, sich des Debütanten getreulich anzunehmen.

Der Director Lange war daher schon im Begriff, Devrient wieder zu entlassen, als er bemerkte, daß dieser eine hübsche Hand schreibe und er ihn daher zum Ausfertigen der Rollen gebrauchen könne. Unter dieser Bedingung behielt er ihn. Devrient mußte Rollen ausschreiben und des Abends Bedientenpartieen spielen, wofür er wöchentlich ein oder zwei Thaler erhielt, nachdem gerade Geld in der Kasse war, was jedoch öfters mangelte. Von Naumburg aus ging die Gesellschaft nach Rudolstadt und von da nach Gera. Devrient, auf dem Theater unter dem Namen Herzberg eingeführt,

spielte nichts als Episoden, und that dieß so steif und unbeholfen, daß er in der Regel ausgelacht wurde. In Gera mußte er einst ein Urtheil auf die roheste Weise über sich aussprechen hören, welches ihn bitter kränkte. — In der Stube des Directors, wo die Bibliothek der Bühne in einem Schranke aufgestellt war, suchte Devrient eines Vormittags ein Buch, um Rollen daraus abzuschreiben. Grege, der gerade seine Gage holen will, ist der Dritte in der Stube. Da tritt ein Kaufmann herein und kauft für einen Thaler ein halb Dutzend Abonnementsbillets. Der Director überreicht ihm dieselben nebst einen Zettel zur Vorstellung selbigen Tages. Der Kaufmann, welcher Devrient nicht gewahrt, da dieser durch die aufgeschlagene Schrankthür verborgen wird, bricht beim Durchlesen des Zettels in die Worte aus: „Du lieber Himmel! Herzberg! Spielt das Rindvieh auch wieder mit?“

Unter so niederdrückenden Verhältnissen und unter Umständen, die in einem schwächeren Charakter jeden poetischen Funken verlöscht haben würden, hatte Devrient ein volles Jahr bei der Lange'schen Gesellschaft ausgehalten, als sich bei einer glücklichen Veranlassung sein Genie mit Allgewalt geltend machte.

In Zeitz, wohin sich die Gesellschaft begeben, sollte „Wilhelm Tell“ in Scene gehen, von dessen Wirkung sich der Director in pecuniärer Hinsicht ungemein Günstiges versprach, zumal das Stück neu war und sich schon in Gera als sogenanntes Zug= und Kassenstück bewährt hatte. Als die Schauspieler zur Probe gekommen und der Regisseur Wolf, der den Tell spielte, bereits durch die Klingel das Zeichen zum Anfang gegeben, tritt plötzlich höchst ergrimmt der Director Lange in den Kreis und meldet, daß ihm das Mitglied, welches den Rudenz spielen solle, bei Nacht und Nebel durchgegangen sei und er sich wegen dieser Rolle in die äußerste Verlegenheit versetzt sehe; denn er wisse durchaus nicht, wer diese Partie übernehmen könne.

Während man darüber nachsinnt, wie die Lücke auszufüllen sein möchte, tritt Herzberg=Devrient, der den Wächter am Hut und noch einige kleine Rollen in der Verschwörungsscene spielen soll, plötzlich aus der Knappen zagendem Chor und spricht: „Herr Director! ich spiele den Rudenz; nur her damit!“

Eine allgemeine Verhöhnung antwortete auf dieß Anerbieten. Die sogenannten „routinirten“

Schauspieler rümpften die Nasen und hinter den Coulissen der Vierbretterbühne hört man zischeln: „Der, diese Rolle spielen? — ein Anfänger? — der Mensch wirft das ganze Stück.“

Lange aber war anderer Meinung und übergab Devrient die Partie mit der Bemerkung, sie bis Nachmittag durchzusehen und sie nöthigenfalls bei der ersten Probe abzulesen. Die Probe wurde bis Nachmittag drei Uhr verschoben, und Devrient, der die Rollen ausgeschrieben hatte und das ganze Stück, wie er sagte, genau kannte, eilte nach Hause und änderte das Manuscript zu dem Theaterzettel ab, da er jetzt, zu seiner Freude, nicht mehr bei der Stange blieb, sondern plötzlich zum Neffen des alten Attinghausen avancirt war. Grege, der in Zeitz unweit der Michaeliskirche wohnte, holte Devrient zur Probe ab. Das Logis des Letzteren war im Hause eines Leinewebers auf der Rittergasse, welche auch scherzweise die Türkei genannt wird. Noch hatte Grege die Wohnung Devrients nicht erreicht, als er durch das Schnurren der Webstühle hindurch seinen Freund declamiren und so laut schreien hörte, daß die Vorübergehenden entsetzt in die Höhe blickten. — Grege pfiff auf eine gewisse Manier unter dem

Fenster, um dem Anderen das übliche Zeichen zu geben, über welches man übereingekommen. Aber fruchtlos. Devrient war so begeistert und mit seiner Rolle beschäftigt, daß er Grege erst gewahr wurde, als dieser in seinem Zimmer vor ihm stand.

Die Probe begann. Devrient spielte mit einem Feuer und einer Empfindung, daß Alle verwundert aufhorchten. Grege, der abwechselnd souffliren mußte, vergaß in seinem Erstaunen seine Amtspflicht, um der Rede seines Freundes eine desto größere Aufmerksamkeit zu schenken. Devrient entwickelte alle seine Kraft, aber bei mehreren Stellen schrie er auch so arg, daß Lange ihn um Gottes willen beschwor, sich etwas zu mäßigen. Uebrigens spiele er die Rolle sehr brav, ja, wider Erwarten brav. Devrient gehorchte mit ziemlicher Fügsamkeit und die zweite Probe ging noch besser. Der Tag der Aufführung kam rasch genug. Devrient war überglücklich über seine Eroberung.

Grege, der den Zettel zur Vorstellung des „Tell" zufällig in einem alten Buche aufbewahrt, schickte mir denselben durch die Post. Da es einer von den Zetteln ist, die Devrient in der Tasche trug und sich an ihrem Anblick ergötzte, so bewahre ich ihn gleichsam als eine Reliquie. Er lautet genau also:

Mit hoher Obrigkeitlicher Bewilligung
wird
heute Montag den 8. April 1805
aufgeführt

Wilhelm Tell.

Ein historisches Drama in 5 Akten, von Fr. Schiller.

Personen:

Rolle		Darsteller
Hermann Gesler, Reichsvogt in Schwyz und Uri		Hr. Hessen.
Werner, Freih. v. Attinghausen, Bannerh.		Hr. König.
Ulrich von Rudenz, sein Neffe,		Hr. Herzberg.
Werner Stauffacher,	Landleute aus Schwyz, Uri u. Unterwalden.	Hr. Grosmann.
Itel Reding,		Hr. Hoffmann.
Walther Fürst,		Hr. Grege.
Wilhelm Tell,		Hr. Wolf.
Kuoni, der Hirte,		Hr. Ulrich.
Ruodi, der Fischer,		Hr. Zimmermann.
Arnold von Melchthal,		Hr. Reder.
Konrad Baumgarten,		Lange.
Jenni, Fischerknabe		Mad. Hessen.
Gertraud, Stauffachers Gattin,		Mad. Grosmann.
Hedwig, Tells Gattin, Fürsts Tochter,		Mad. Wolf.
Bertha v. Bruneck, eine reiche Erbin,		Mad. Lange.
Armgart,	Bäuerinnen,	Mad. Zimmermann.
Elsbeth,		Mad. Dölizsch.
Walther,	Tells Knaben,	Demois. Grosmann.
Wilhelm,		Otto Wolf.
Frieshardt,	Sölbner,	Hr. Kluge.
Leutholb,		Hr. Hofmann.
Rudolph der Harras, Geslers Stallmstr.,		Hr. Kluge.
Joh. Parricida, Herzog von Schwaben		Hr. Zimmermann.

Ein Reichsbote. Geslerische Reiter. Viele Landleute 2c.

Das Uebrige ist bekannt. Anfang um halb 8 Uhr.

F. W. Lange, Directeur.

Am Abend der Vorstellung erschien Devrient schon um fünf Uhr im Ankleidezimmer und schmückte sich mit dem besten Wappenrocke und dem schönsten Barett der Lange'schen Garderobe. — Das Bewußtsein, eine gute Rolle zu spielen, der ungewöhnliche Glanz seines Costums, die lange herabwallende Feder, bringen ein Selbstvertrauen in ihm hervor, daß er kaum den Augenblick erwarten kann, wo er auf die Bühne tritt.

Endlich kommt sein Stichwort. Devrient erscheint, spielt und — spielt zum Entzücken. Lange und Wolf stehen hinter den Coulissen und sehen sich an, verwundert über ein so plötzliches Aufflammen eminenten Talentes. Jetzt kommt die Schußscene, wo Geßler vom Tell das Ungeheure fodert. Da tritt Devrient als Rudenz hervor. Eine heilige Begeisterung verkündigt sich in seinem ganzen Wesen, mit einer überwältigenden Bedeutung spricht er die Worte:

— — — Ich habe still geschwiegen
Zu allen schweren Thaten, die ich sahe u. s. w.

Das Publicum ist sichtbar ergriffen, aber Devrient übernimmt sich und seine Sprache artet in

Gebrüll aus. Die Gallerie jedoch findet auch dieß vortrefflich und von den nervigen Fäusten der Kattundrucker und Leinweber auf dem Zweigroschenplatze schallt ihm der erste Applaus entgegen, den er erlebte. Als ihm überdieß der Director Lange in der Garderobe vor sämmtlichen Schauspielern ein Compliment über seine Darstellung machte, erreichte seine Glückseligkeit den höchsten Gipfel.

Nach Beendigung des Schauspiels ging Devrient, die Ritterstiefeln noch an den Füßen, in die sogenannte Schleife, ein Bierhaus an der Ecke des Marktes und der Kalkgasse, wo sich die Schauspieler nach der Vorstellung zu treffen pflegten. Hier lächelten sie geschmeichelt zu dem Urtheile, das ein ehrsamer Tuchmacher über ihr Spiel fällte, und fühlten sich unendlich geehrt, wenn ein ästhetischer Leinweber rühmlich von ihren Actionen sprach. Auch Herrn Herzberg machte man heute Elogen, weßhalb einige Gläser Bier mehr auf den Tisch mußten als gewöhnlich, die Grege mit vertilgen half.

Der Director Lange, entweder durch das Gelingen des Rudenz über die Kräfte seines Mitgliedes aufgeklärt, oder weil ihm der Schauspieler für dieß

Fach mangelte, gab ihm einige Tage später eine größere und bedeutendere Rolle, einen Räuberhauptmann in einem Ritterschauspiel. Grege konnte sich nicht mehr auf den Titel besinnen, meinte aber, es müsse wohl: „Die Räuber auf Maria-Culm" gewesen sein. Dieses Stück, das in einem wahren Kanonenstyle geschrieben ist und in der Hauptrolle des Räuberhauptmanns Kust einen Wütherich darstellt, der nur von Blut und Rache spricht und ganze Dorf- und Ritterschaften in Bausch und Bogen todtschlagen will, schien Devrient besonders zuzusagen. Um der Rolle ein Opfer zu bringen, beschließt er, nach Leipzig zu gehen und sich dort, wo gerade Ostermesse war, ein Paar neue Tricots anzuschaffen. Grege wird als Genosse zu dieser Reise geworben und Beide pilgern in aller Frühe zu Fuße von Zeitz nach Leipzig, wo sie vor'm Petersthor, unweit der Hauptwache in dem bescheidenen Gasthofe „zur dürren Henne" einkehrten.

Devrient, dessen Casse begreiflicher Weise sehr schwach war, setzte seine ganze Hoffnung auf einen Jugendgenossen aus Berlin, den er aufsuchen und um etwas Geld angehen wollte. Aber vergebens

sucht er den guten Freund in allen Häusern und Kaufgewölben. Zum Glück, daß er unter den Trödelbuden — damals beim Marstalle aufgestellt — ein Paar schwarze und weiße Tricots entdeckte, die allen seinen Wünschen entsprachen und sammt ein Paar großen Schuhschnallen für einen unendlich niedrigen Preis ausgeboten wurden. So ward wenigstens der Zweck der Reise nicht verfehlt.

Die Tricots unterm Arm, wurde der Rückweg wiederum zu Fuße angetreten. Doch fügte es sich, daß die Wanderer hinter Zwenkau einen Wagen einholten, der Kälber nach Leipzig gebracht hatte und jetzt leer nach Hause fuhr. Da Beide sehr müde waren, wurde das Fuhrwerk in Beschlag genommen und Devrient war so erfreut über die Entdeckung, daß er eine umgestülpte Futterkiste, die im Wagen lag, wie eine Rednerbühne bestieg und Stellen aus seinen Rollen recitirte, daß das Echo in den Wäldern wach wurde. Jeder vorübergehende Bauer wurde als Mitspielender behandelt und mit dramatischen Reminiscenzen begrüßt.

Etliche Tage nachher spielte Devrient die Rolle des Räuberhauptmanns. Hier hatte er Gelegenheit

sich auszutoben. Wie ein Rasender stürzte er durch die Coulissen und fast nach jedem Abgang erfolgte ein stürmischer Applaus, an welchem sich sogar der erste Platz lebhaft mit betheiligte.

Der Director Lange, der nie begreifen lernte, wie es möglich gewesen, daß ein solch' Talent eine so lange Quarantaine gehalten, überwies ihm von jener Zeit an alle ersten Liebhaberrollen, bis sich Devrient nach Dessau begab, wo sich sein Repertoir immer mehr vergrößerte. Obgleich sein Talent hier anerkannt wurde, so war doch Dessau zu jener Zeit nicht der Ort, um die Kräfte eines kühnen Darstellers durch eine begeisterte Aufnahme besonders anzuregen, denn die schöngeistigen Handelsjuden, die dort im Theater Sitz und Stimme hatten, waren nicht geeignet, ein sehr entzündbares Publicum zu repräsentiren. Leipzig war der Ort und hierher begab sich im Jahre 1807 die Bossin'sche Gesellschaft, bei welcher sich Devrient befand. Hier, vor einem academischen Parterre, hier, vor gründlichen Kennern und Aesthetikern blühten ihm die ersten ächten Lorbeerreiser, und seine Darstellung des Talbot in der „Jungfrau von Orleans" schufen ihm einen Namen, der später in Breslau zur Berühmtheit

ward, die ihn berechtigte, sich kühn mit den hervorragendsten Zeitgenossen zu messen, welche die gleiche Bahn mit ihm wandelten.

So weit die Skizzen aus den ersten Künstlerjahren dieses großen deutschen Künstlers, die ich mit Fleiß und Sorgsamkeit zusammengetragen.

Aus Ludwig Devrients Leben.

Aus Ludwig Devrients Leben.

An einem trüben Novembermorgen des Jahres 1805 ging der Schauspieldirector Lange, welcher zu jener Zeit mit seiner Gesellschaft in Merseburg spielte, mißmuthig in seinem Zimmer auf und nieder, dessen Fenster nach der Domgasse führten. Rings in der Stube herum lagen mehre Garderobenstücke, welche den Abend zuvor zur Darstellung des Donauweibchens gebraucht worden waren. Hier auf dem Stuhle lag der grüne Wappenrock und das Schwert des Ritter Albrecht von Waldsee; dicht daneben ein paar Ritterstiefeln und die mit Möhrentunke gefärbten Tricots, welche die Phantasie der Zuschauer zwangen, für Hirschleder gehalten zu werden. Auf einer Kiste gewahrte man neben der Partitur und dem ölbefleckten Soufflirbuche den umgestülpten Schafpelz des Directors, mit Hülfe dessen der Sohn des Theatermeisters als Bär debütirt. In der Ofenröhre stand, auf die harte

Erde eines Blumentopfes gestreut, die halbausgebrannte bengalische Flamme, welche die Schlußgruppe beleuchtet und dicht dabei die kleine grüne Chatoulle von Eisenblech, worin das Geld und die eingekommenen Billets lagen.

Heute klang es aber sehr hohl in der Kasse, denn das Donauweibchen, das freilich schon mehrmal über die Bretter geschritten, hatte nicht mehr eingebracht als dreizehn Thaler und acht Groschen. Die Tageskosten für Local, Musik, Zetteldruck, Beleuchtung und Requisiten betrugen circa zehn Thaler, somit blieben, da die chemische Flamme wegen Creditverweigerung in der Domapotheke mit acht Groschen baar hatte bezahlt werden müssen, drei Thaler übrig.

Um die Verwirrung noch größer zu machen, war heute Sonnabend, sonach Gagetag, was im Kalender eines Schauspieldirectors eine Marterwoche ist, der Tag aller Seelen, die da gefastet und nun ankommen, um zu feiern das Pfingstfest, während es im Kopfe des Directors summt, wie Gesang der drei Männer im feuerigen Ofen.

Auf dem Gesicht des armen bedrängten Histrionenvaters Lange war eine ganze Leidensgeschichte

zu lesen, denn die Geschäfte gingen schlecht, und der Ort wollte nichts mehr hergeben. Als er aber erwog, daß mehre Mitglieder schon am vorigen Gagetage nichts bekommen, da fing der Pflug des Grimmes an, in seinem Gesichte Furchen zu ackern. Unwillig nahm er die Chatoulle vom Ofen, zerriß ärgerlich ein Dutzend darinliegende, auf Papier geschriebene Bedienungsbillets und senkte dann seinen Blick auf die frostige Einnahme. Während er die aus allen Münzsorten bestehende Summe noch einmal überzählte, wurde die Klingel an der Saalthür ganz malitiös gezogen.

— Kommen sie schon an? die Quälgeister! rief Lange, der immer schon am Klingelzug das Begehr errieth, denn Schauspieler, die Engagement haben wollten, nippelten nur an der Klingel, während so ein Gageforderer mit Teufelsgewalt hineinriß.

Lange ließ öffnen. Ein Schauspieler mit grimmigem Gesicht trat herein. Einer von den sogenannten Krawallmachern, einer von denen, die es nicht länger im Engagement leidet, wenn sie acht Groschen in der Tasche und ein paar neue Sohlen auf den Stiefeln haben. „Wie sieht's aus, Herr Director! krieg' ich heute Gage?“

— Gage? woher? — Kann ich Armeen aus der Erde stampfen? — Müssen in Geduld stehen, Andere müssen auch warten. Gage! Gage! kann ich sie mir aus den Rippen schneiden?

— Ich warte bis morgen Abend. Wenn nach dem ersten Acte das Geld nicht auf meinem Platze liegt, so ziehe ich mich aus. Adieu!

— Seh' Einer diesen Banditen! rief der erzürnte Director. Ein Comödiant, der nichts ist, lernt kein Sterbenswörtchen, schminkt sich immer aus meiner Dose und nimmt beim Nachhausegehen das Licht mit.

Während er so auf- und niederging, kam ein Bursche aus der Druckerei und brachte eine Rechnung, wobei er bemerkte: daß, wenn selbige nicht sofort bezahlt, ferner nicht ein Buchstabe mehr gesetzt werde.

Eine Sonntagsvorstellung ohne Zettel!

Da kam ein Gehülfe vom Stadtmusikus und mahnte im Namen seines Principals, mit dem Bemerken: daß im Nichtzahlungsfalle morgen die Musik wegbleibe.

Eine Sonntagsvorstellung ohne Musik!

Zettel! Musik! Stadtpfeifercabalen! — Stürmt denn heute Alles auf mich ein?

Klinglingling! — Wetter, wer mag dieß sein? Der Seifensieder, aber nicht Johann der muntere. Eine Rechnung über ausgefüllte Talgkasten und zwanzig Pfund Lichte.

Die Debatten und Friedensverhandlungen gingen los. Der Seifensieder wollte aber nichts von Verträgen, nichts von Uebergabe wissen und schied mit den Worten: Entweder! — oder!

Dunkel war der Rede Sinn. — Dem Director ging aber ein Licht auf — der Seifensieder wollte ihm eine Todesfackel anzünden.

Eine Vorstellung ohne Licht!

Dem Umstürmten dunkelte es vor den Augen, daß er kaum das eingetretene Dienstmädchen seiner Primadonna bemerkte, welche einen Brief von ihrer Gebieterin brachte. Ein Brief, der die rückständige Gage foderte, wenn Primadonna ferner fortsingen solle.

Jetzt regte sich's im Herzen des Impressario, aber noch mehr auf der Hausflur. Das halbe männliche Personal rückte an, daß die wankelmüthige Treppe unter den Tritten der Menschendarsteller zu

ächzen und stöhnen begann. Die Schaar stand vor der Thür, über welche man heute sehr passend Dante's Worte schreiben konnte, die über der Hölle stehen: „Ihr, die ihr da eingeht, laßt die Hoffnung draußen.“

Unruhig und bewegt traten die Mitglieder der Wanderbühne ein, unter denen sich auch Ludwig Devrient befand. Ihm zur Seite standen seine beiden Freunde, Grege und Hessen.

Lange bot seine ganze Beredtsamkeit auf, um diejenigen Mitglieder zu beruhigen, die mit Ungestüm auf Gagezahlung drangen, was ihnen nicht zu verargen war, da ihre Hauswirthe anfingen, unangenehm zu werden. Episodenspieler speiste er mit großen Rollen ab, die er ihnen in die Hand schob, und den Hauptkrakeelern erklärte er rundweg, daß, wenn sie nicht in Geduld stehen wollen, er in Theilung spielen, oder der ganzen Gesellschaft kündigen müsse.

Nachdem sich der Sturm gelegt und die Meisten mit betrübtem Gesicht das Haus verlassen, wendete sich Lange zu den noch dagebliebenen Devrient, Grege und Hessen und sagte: Kinder! wie soll das werden? wenn der Himmel nicht bei Zeiten einfällt,

so gerathe ich immer tiefer in die Schulden hinein. Der Grosmann und der Wolf haben an sechzehn Thaler zu fodern, und Madame Zimmermann hat erklärt, nicht mehr Comödie zu spielen, wenn sie nicht den Rückstand bekommt.

— Hat denn der alte Kumpan in Zeitz nicht auf den Brief geantwortet, den ich in Ihrem Namen geschrieben? nahm Devrient das Wort.

— Nicht eine Zeile. Er hat Zeitz verlassen und sich nach Leipzig gewendet. Die Botenfrau hat den Brief selbst in seine Hand gegeben.

Seh' ein Mensch den alten Burschen an, entgegnete Devrient. In Zeitz that der Hecht, als wenn er für die Schauspielkunst lebe und sterbe, und jetzt, da er mit einem Sümmchen helfen soll, bläst die graue Seele zum Rückzug.

Grege und Hessen machten den Vorschlag, doch den Herrn Lieutenant in Zeitz um ein Darlehn anzugehen, der stets die Abonnements-Billets mit dem Kassenpreise bezahlt und zum Benefice der Demoiselle Müller das Billet mit drei Thalern hononirt habe.

— Ist längst geschehen. Er ist nach Weißenfels zum Regiment Max versetzt worden. Equipi-

rung, Reitpferd, Tilgung alter Schulden, haben seine Kasse erschöpft. Kinder, helft! daß wir hier herauskommen. Ich war Willens, nach Rudolstadt zu reisen, um dort schnell ein Abonnement zu machen, aber ich vergebe mir dort allen Respect. Zweitens ist hier meine Gegenwart nöthig, damit nicht dumme Streiche geschehen, denn wie man mir gestern Abend hinterbracht, will ein Gläubiger auf Garderobe und Bibliothek gerichtlichen Beschlag legen. —

— Dem ist vorzubeugen, sprach Einer von den Dreien. Wolf, der das ganze Werk ein bischen mitgeführt, muß die Sache durch einen Scheinkauf an sich bringen.

— Wird er auch, wenn ihm Aller Wohl am Herzen liegt, ließ sich Devrient vernehmen. Wenn wir nur erst in Rudolstadt sind, dann ist Alles gut. Dort giebt es flotte Einnahmen und wir feiern Triumphe über das Philistervolk. Kommt, selbst ist der Mann! Laßt uns nach Leipzig zu dem alten Particulier fahren, er muß Hülfe schaffen. Hat uns ja oft zu Zeitz im Domcapitel und im Thiergarten mit Wein tractirt, und mit einem Manne, der den Wein liebt, da ist stets Etwas anzufangen.

— Freundchen! säuselte der entzückte Director, laßt Eure Worte wahr werden, Ihr sollt auch die Drillinge und den Franz Moor spielen, wenn Ihr Rath schafft. Bester Grege! liebster Hessen! thut mir den Gefallen und bearbeitet den Mann, daß er mir wenigstens achtzig Thaler vorstreckt. Binnen vier Wochen soll er es von Rudolstadt aus zu Heller und Pfennig wieder haben.

Da hier Beider Interesse im Spiele lag und sich eine Gelegenheit darbot, des Directors Gunst im höchsten Grade zu erwerben, so waren sie flugs dazu bereit.

— Hier, nehmt diese zwei Thaler zur Reise. Kommt, wie ich gehört, fährt der Löwenwirth nach Leipzig, er muß Euch mitnehmen.

Nach Verlauf von einer Viertelstunde fuhr die Pumpcommission unter den Segenswünschen des Directors zum Thore hinaus. Als selbiger noch einmal mit düsterm Blick die Heerstraße gemessen, lenkte er seine Schritte nach dem Rathskeller, wo etliche Mitglieder seiner Bühne in der Ecke saßen und ihren Mißmuth in Breihahn vertranken.

Lange, der heute sehr herablassend war, eröffnete in der Stille Mehreren, was im Werke sei. Einige hegten Hoffnung; Andere hingegen wollten darauf nicht einen Heller geben und hatten eben nicht so Unrecht, denn das Dreiblatt machte in Leipzig vergebens einen Sturm auf den reichen Mann, wie sehr sie auch ihre Zungen ansetzten, um das harte Shylockherz auf das Niveau der Barmherzigkeit zu heben.

Da standen nun die Gesandten auf der Straße, starrten die hohen Häuser an und mußten sehen, wie die Markthelfer der Banquiers und Kaufleute schwere Geldsäcke in die Gewölbe und Comptoirs trugen.

— O, über die verdammte Ungleichheit in der Welt! rief Devrient. Da liegt das Geld in den Kasten ausgedörrter Pickelhäringe und verschimmelt. Krämerseelen, welche die Menschheit mit der Elle messen und die Nasen rümpfen, daß Clio's Blätter nicht Staatspapiere sind. O, des todten Metalls! nur eine Hand voll davon und Vater Lange's Thespiskarren fährt im Galopp.

Die beiden Andern riethen hin und her, ob es thunlich sei, unter so schlechten Aussichten wieder zu ihrem Director zurückzukehren. Grege schlug vor, den Notenschläger bei Breitkopf und Härtel aufzusuchen, der immer Aufträge von auswärtigen Directoren habe und schon manch solides Engagement abgeschlossen.

— Wo wohnt der Director Seconda? rief plötzlich Devrient, indem seine großen schwarzen Augen umherrollten.

— Auf dem Neuenkirchhof Nr. 275, erwiederte Grege.

— Laßt uns hingehen, wir fragen um Engagement an.

— Wir? Engagement in Leipzig? Da können wir schön abfallen.

Käme auf einen Versuch an. Sie kochen alle mit Wasser, dieß habe ich neulich gesehen, als ich zur Vorstellung des Wilhelm Tell von Merseburg herüberkam. Die Rütliscene war kaum wieder zu erkennen und den Parricida, den bei uns der Reder spielt, hatten sie ganz weggestrichen. Bei uns ist jede Episode besetzt, und was den Geßler anbelangt,

wahrhaftig, Hessen, so kannst Du den hier zu jeder Stunde loslassen.

— Will ich auch, sprach Hessen. Aber der Ort, der Ort. Kämen wir von Prag, Breslau oder Hamburg, da wäre es ein ander Ding; aber von Merseburg, — es heißt ja gleich! mit dem ist's auch nicht weit her.

Alberne Reden! Nur ein Dummkopf wird so sprechen. Göthe sagt: es bildet ein Talent sich in der Stille — und so ist's. Arm und unbekannt, unter einem Strohdach, schuf Correggio seine göttlichen Gebilde. Raphaels Madonnen sind von gleichem Werth, gleich viel, ob er sie in der väterlichen Hütte zu Urbino oder im Vatican zu Rom gemalt. Die Kunst ist überall, und nie wird der Ort den Werth eines Künstlers, vorzüglich eines dramatischen, bestimmen.

— Sehr wahr gesprochen. Nicht immer der innere Werth, der Zufall macht den Schauspieler. Die plötzliche Krankheit, Entlassung, Contractbruch eines bedeutenden Mitgliedes, alles dieß sind Dinge, die einem Niedriggestellten mit einmal Anerkennung verschaffen können; dann das Publi-

cum. Wie aufmunternd und anregend in großen Städten, wo man jede feine Andeutung versteht und zu würdigen weiß. Laßt einmal den Opitz oder den Ochsenheimer drüben bei uns spielen, angenommen, daß sie das Publicum nicht kennt, es rührt sich keine Hand.

— Ganz recht! Directoren größerer Bühnen sollten jährlich einmal so eine Generalrevue anstellen, das heißt, privatim eine Vorstellung geben, wo Haupt- und Nebenrollen von Episodenspielern und Choristen besetzt wären; sie würden manches Genie kennen lernen, was so untergeht und verkümmert, da es nicht Gelegenheit hat, seine Flügel zu entfalten. Aber das ist der Fluch des Genies, daß es gleich der Traube mit Füßen getreten wird, um den Geist zu gewinnen. Seht die Mitglieder bei reisenden Gesellschaften an, wie sie lernen Tag und Nacht, wie sie mühsam die Garderobe zusammensuchen und sich dann auf den engen Bretern abmühen, daß der Schweiß in Tropfen herabfällt. Seht ihn an, den armen Künstler, wie er abgehetzt und todesmüde nach Hause schleicht in seine kalte Stube, während so ein Routinier in der Residenz

dann in Champagner schwelgt und die Lobpreisungen hinnimmt, die ihn schon bei Lebzeiten einbalsamiren sollen. Ueberall Verehrung und Weihrauch und hier — wenn der Vorhang gefallen, denkt kein Mensch mehr an den Mann, der da gewirkt und geschaffen mit der ganzen Kraft seines Geistes. Bei Gott! wenn Einer von uns den Razmann oder den Schufterle in den Räubern gespielt, so sind wir emsiger und mit einer heiligeren Scheu an das Werk gegangen, als öfters sogenannte Künstler, die bei großen Bühnen den Carl Moor spielen, Comödianten, denen es gleich ist, ob sie diesen Abend den Hamlet oder den Adam im Dorfbarbier verarbeiten. Sie denken: es mag gehen, wie es will; du bist der große X., der Souffleur sitzt ja unten im Loche und um Zehn wird's doch alle. —

— Auf, zu Seconda! erklang es gleichzeitig aus dem Munde der Collegen, die sich durch so kühne Rede angefeuert fühlten, wie noch nie.

Mit großen Entwürfen und Hoffnungen im Busen gingen sie hin. — Wem aber das Schicksal

ein Schnippchen schlägt, für den bewahrt es noch Hunderte auf. Der Director Seconda war nach Dresden gereist, und der gerade anwesende Secretair bemerkte ihnen, daß alle Fächer besetzt wären, wenn sie vielleicht in der Absicht kämen, um wegen Engagement anzufragen.

Da standen sie denn abermals auf der Straße und es blieb ihnen nichts anderes übrig, als zum Vater Lange nach Merseburg zurückzukehren, der noch im Rathskeller saß und auf seine Befreier harrte.

Mißmuthig, doch schnellen Schrittes, suchten sie den Löwenwirth auf, damit er nicht etwa abfahre. Derselbe kam ihnen mit den Worten entgegen: Meine Herren! heute können wir nicht retour, ich habe ein Geschäft zu ordnen, das mich wohl bis morgen Nachmittag hier aufhält.

— Bis morgen Nachmittag? — Das waren Stichworte in die beklommenen Künstlerherzen, denn alle Drei hatten ja im „Graf von Gleichen" von Soden zu spielen. Hessen den Sultan und Devrient den Volgstatt.

Hurrah! da kam ein Mann aus Lauchstädt, der leer mit seinem Hamburger Wäglein zurückfuhr. Ein traulicher, galvanisirender Händedruck mit untergelegten Viergroschenstücken geschah und die Künstler fuhren stolz zum Rannstädter Thore hinaus. Als die Hälfte des Weges zurückgelegt, wurde am Wirthshause „zur holländischen Windmühle" Halt gemacht. Die Gaststube wimmelte von Gästen, theils Bauern und Leuten, die nach Querfurt zum Jahrmarkt reisten. Die Freunde erquickten sich mit Kaffee und Merseburger Bier, zogen dann still die ausgemergelten Geldbeutelchen hervor und schossen unterm Tische die Zeche zusammen.

— I kann also bis Mersburg mitfahr'n? sprach plötzlich ein schlichter, aber jovialer Mann zum Kutscher, der sich mit ihm unterhalten.

— Recht gern! 's ist noch Platz, wenn die Herren ein wenig zurücken wollen. Das Wäglein rollte von dannen. Ein Wort gab das Andere, und der Oestreicher erzählte treuherzig seine ganze Lebensgeschichte, welche damit endigte, daß er zu Prag als Instrumentenmacher gearbeitet, durch Ge-

winn in der Lotterie zu einer Summe von dreihundert Thalern gekommen und die Absicht habe, sich ein Panorama zu kaufen, um damit Messen und Märkte zu beziehen.

Dreihundert Thaler! den Mimen war es zu Muthe, als wenn es vier Wochen lang Austern gehagelt und jetzt Citronensaft darauf regne.

— Ein Panorama? — Denken Sie denn darauf fortzukommen?

— I denk' halt damit Geschäft' zu machen.

Nachdem man dem östreichischen Crösus das Ungewisse eines solchen Erwerbzweiges genugsam dargethan, begann Einer von den Dreien gedehnt: Dieß würde ich nicht thun, keineswegs. Im Besitz von 300 Thalern wollte ich ein Geschäft anfangen, das ein bessere Aussicht darböte, als so ein Panorama.

— Zum Exempel?

— Ich würde suchen, mich bei einer Theaterunternehmung zu betheiligen, da ist noch Geld zu verdienen, denn jede kleine Stadt, jedes Dorf will jetzt Comödie haben.

— I versteh aber nix davon.

— Lernt sich Alles, wenn nur ein tüchtiger Mann an der Spitze steht. So viel wir jetzt schon gesehen, sind Sie nicht auf den Kopf gefallen; ein bischen Verstand und Mutterwitz hilft durch die ganze Welt. Wenn Sie Lust und Neigung dazu verspüren, so bietet sich eine herrliche Gelegenheit dar, indem unser Principal zur Erweiterung seines Geschäftes einen Mann sucht, der nur Etwas einzubrocken hat, da Garderobe und Bibliothek, mit einem Worte, das ganze Werk sich im besten Flor befindet. So ein Principal steht im größten Ansehen, und wenn sie sich dazu entschlössen, so hätten wir vielleicht schon morgen die Ehre, Sie als unsern Mitdirector zu begrüßen.

— Da könnt ich wohl mit Comödie spielen? so ohne zu reden?

— Und wie! alle Tage. Sie können schon morgen Abend einen vornehmen Türken, so einen Sultan mitmachen.

— Einen Pascha?

— Mit Turban und Reiherstutz.

— Angethan in einem rothen Caftan. Pistolen und Dolch im Gürtel. Wenn Sie auftreten, fallen gleich die Sclaven in Ehrfurcht nieder.

— Meine Herren! ich schieß' meine Batzen mit zu. Uebernehmens die Commission und sprechens halt noch heut' mit Seiner Gnaden, dem Herrn Principal.

— Freund! College! mit größtem Vergnügen! riefen die entzückten Schauspieler, indem sie dem Genius aus dem Böhmerlande die Hand reichten, der sich schon im Geiste als Pascha einherstiefeln sah. Heisa! da wurde ein munteres Lied angestimmt, worein der Sultan in spe jodelte, daß selbst der Kutscher das holperige Pflaster vergaß, über welches jetzt die glückliche Commission triumphirend nach Merseburg einfuhr.

Maestro Lange, der aus dem Rathskeller getreten war, um die Schwüle, die ihn umfing, in der Novemberluft abzukühlen, sah beim matten Schein der Laterne das Wäglein anfahren. Kaum traute er seinen Ohren, als er in dem fröhlichen Gesange Grege's Tenor und Devrients verzweifelten Baß

vernahm. Die braven Mitglieder seiner Bühne stiegen heraus. Der Oestreicher wurde augenblicklich dem Director vorgestellt und Letzterer ungesäumt in die Mysterien eingeweiht.

— Fürwahr! das ist Gottes Finger! murmelte Lange, als er den Hergang der Sache vernahm. Noch selbigen Abend wurde der kühne Fremdling zum Mitdirector geschlagen und die Mimen schwelgten in ächtem Naumburger bis Mitternacht.

In der Frühe hatte Vater Lange seine anderthalbhundert Thälerchen im Pulte liegen. Die Nachricht von so glücklichem Ereigniß verbreitete sich durch alle Fächer, und als vom Dom herab die Glocken erklangen, als wenn zum Friedensfest geläutet werde, da zählte Lange die Häupter seiner Lieben und — es fehlt kein theures Haupt. — Helden, Intriguants, alte Mütter und Anstandsdamen, Alle, alle bekamen ihre Gage zu Heller und Pfennig, und da, wo man den Tag vorher noch Trauer und Mißmuth erblickte, sah man jetzt heitere und lebensfrohe Gesichter.

Wahrlich! so stolz war Vater Lange noch nicht zur Probe gegangen, als es heute geschah. Mit

Tritten, als wenn er das Pflaster einrammeln wollte, ging er an der Seite seines Associé nach dem Tempel der Thalia. Die Probe ging wie an einem Schnürchen. Nicht Einer ließ sich zur Scene rufen, wie es immer vorher geschehen; der Souffleur brachte jedes Wort und die Aufführung des „Graf von Gleichen" gehörte zu den Glanzvorstellungen der Merseburger Saison.

Einige Tage nachher reiste die Gesellschaft nach Rudolstadt, wo die Geschäfte brillant gingen.

Der Oestreicher, der inmitten dieses lustigen Völkchens wahre Freudentage verlebt, wollte sich doch eine festere Existenz sichern und bat um sein Geld, was ihm Lange augenblicklich in zwei Rollen unter der Versicherung seiner Freundschaft und Dankbarkeit einhändigte.

Devrient bekam an diesem Tage auch zwei Rollen: die Drillinge und den Franz Moor. Wie er sie angelegt, und welche reiche Zinsen sie ihm getragen, davon war Grege im Jahre 1825 Zeuge, als Ludwig Devrient selbige als Gast in Magdeburg spielte.

Nach neunzehnjähriger Trennung sahen sich die Freunde wieder und beim perlenden Champagner erinnerten sie sich mit Wonne der vergangenen Zeiten und der ersten Tage eines wahrhaft poetischen Künstlerlebens.

Nicolo Paganini.

Nicolo Paganini.

Es war im Jahre 1811 und zwar in einer der herrlichen Mondnächte, wie man sie nur in Italien genießt, als in Lucca vor dem Palais der regierenden Fürstin Elisa Bacciochi, Princeß von Lucca und Piombiono, die Schwester Napoleons, viele Carrossen und Staatswagen hielten, um die hohen Herrschaften nach Hause zu fahren, die Theil an dem Hofconcerte genommen, welches aller vierzehn Tage Statt fand.

Das Concert war beendigt, ein stürmischer Bravoruf durchtönte den hellerleuchteten Saal und ein junger Mann von etlichen zwanzig Jahren, blaß, mit einer Adlernase, langem Haar und schwarzen Augen verneigte sich vor der hohen Versammlung, die ihm so lohnenden Beifall für den Genuß spendete, den ein für die Violine componirtes Werk geschaffen, welches im Programm unter dem Namen: **le streghe** (die Hexen) aufgeführt war.

Der Componist und ausgezeichnete Virtuos auf

der Violine war der Genuese Nicolo Paganini, dem die Leitung des Orchesters in der Oper, so wie bei den Hofconcerten anvertraut worden war.

Die Seitenthüren des Saales wurden von der Dienerschaft geöffnet, zwei Männer, mit Ordensbändern geschmückt, traten heraus und ergingen sich im Garten unter den Oliven und Orangeriebäumen. Der Eine der schon etwas bejahrten, doch noch feurigen Männer, war der Ritter Donati, der Andere der Marquis Bellemont. Nachdem sie schweigend einige Schritte gegangen waren, sprach der Ritter lebhaft zu seinem Begleiter: Sei wie dem wolle, rühmen Sie Rolla und Lafond, ich bleibe dabei: Paganini ist ohne Zweifel der erste und größte Violinspieler der Welt.

— Ja! sein Spiel ist schön, entgegnete der Marquis, und wer ihn noch nicht gehört, muß allerdings erstaunen.

— Sein Spiel ist unbegreiflich. Ich habe fast alle die bedeutendsten Violinspieler Italiens und Frankreichs gehört, aber noch ist mir Keiner vorgekommen, der solche Gänge, Sprünge und Doppelgriffe, ja zwei- drei- und vierstimmige Sätze mit solcher Virtuosität ausgeführt. Und heute, im zweiten Satze,

haben Sie nicht da Töne wahrgenommen, welche sogar täuschend die Blasinstrumente nachahmen?

— Allerdings. Am meisten wurde ich überrascht, als ich in den allerhöchsten Tönen, ganz dicht am Stege die chromatische Scala in einer Reinheit vernahm, wie ich sie nie gehört, denn hier hat selbst Rolla noch mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Nur Eins ist mir aufgefallen.

— Und dieß ist?

— Seine Bogenführung, die fast ganz und gar von der Manier abweicht, welche man als die richtige anerkannt. Zweitens spielt er nach der Ueberzeugung der Musiker auf einer verstimmten Geige und dieß kann ich nicht billigen, indem er dadurch unerlaubte Mittel anwendet, welche der Kunst und dem Herkommen unfehlbar entgegentreten.

— Nicht verstimmt, entgegnete hastig der Ritter, sondern eigends dazu gestimmt, und dieß ist das große Geheimniß; gerade hierin spricht sich sein Genie aus, er sucht sich über das Gewöhnliche und Alltägliche hinwegzusetzen und die Mittel, die er anwendet, sind ein Triumph der Kunst. Schon mit Freuden vernahm ich bei seinen ersten Tönen, daß

er seine Concerte stets einen halben oder einen ganzen Ton höher spielt, als sie gesetzt sind und vom Orchester begleitet werden, wodurch sein Ton im Gegensatz zu dem Tone der Orchestergeigen eine Macht erringt, die wie ein Geist über dem Ganzen schwebt und den Hörer zwingt, ihm besondere Aufmerksamkeit und Theilnahme zu schenken. Was sodann seine Compositionen anbelangt, so zwingen sie den Kenner unbedingte Verehrung ab, und der alte Kapellmeister Giretti, bei welchem Paganini den Contrapunkt studirt, soll ihm schon damals ein glückliches Horoscop gestellt haben.

— Seine Composition? nahm der Marquis das Wort, ich muß gestehen, darauf habe ich weniger Acht gegeben.

— Weniger? Ha! so gestehen Sie zu, daß die Meisterschaft seines Spiels Ihrem Geiste nicht Zeit gelassen, dieselbe zu würdigen. Fürwahr! Paganini, wenn er auch nicht einen Strich auf der Geige machen könnte, er würde eben so groß dastehen als jetzt, denn seine Compositionen zeichnen sich nicht nur durch tiefen Humor und Lebendigkeit, sondern auch durch Charakteristik und glänzende Instrumentirung aus. Schrieb er doch, wie mir

Rolla erzählte, bereits im achten Jahre eine Sonate, die so schwer war, daß man sie kaum spielen konnte. Ja, selbst der ehemals so berühmte Sopransänger Inarchesi, der dem damals neunjährigen Knaben bei Gelegenheit seiner Benefizvorstellung im Theater zu Genua Gelegenheit verschaffte, seine außerordentliche Fertigkeit auf der Violine vor einem reichversammelten Auditorio geltend zu machen, prophezeite, daß er dereinst auch ein großer Tonsetzer für sein Instrument werde. Seine Worte sind Wahrheit geworden, denn all die Compositionen, die ich in der kurzen Zeit seines Hierseins gehört, geben Musik, Musik im wahren Sinne des Wortes.

— Sie haben Recht! es sind keine künstlichen Texturen. Ich meine aber, bei einem musikalischen Werke, das Anspruch auf Gediegenheit macht, müsse doch der Verstand auch etwas haben.

— Ich verstehe. Sie wollen Reflexion. Dergleichen Werke können geistreich sein, aber selten wird man den Genius wahrnehmen, der dem Ganzen doch eigentlich den Stempel der Vollendung aufdrückt, jener Geist, der zum Herzen spricht und auch Paganini's Werke durchdringt. Die Bebungen einer tiefen Rührung, die sich in seinem Spiele

verkünden, erstrecken sich auch auf seine Compositionen und vereint wirken sie mit übernatürlicher Kraft auf jedes Gemüth. Sie haben den Künstler schon in mehreren Concerten gehört; denken Sie an seine heitern Tongemälde, wie einfach und lieblich. Der Mond steht über den Quellen, die Sehnsucht des Herzens wird wach, wie noch nie, und wenn ich seinem Adagio lausche, so wähne ich den Gesang der Sphären zu vernehmen.

— O, ich schätze ihn; sein Concert in E dur hat mich besonders angesprochen.

— Nicht wahr? Dann das Glöckchenconcert und heute die wahnsinnig wilden Hexenvariationen mit ihren dämonischen Klängen, die einen wirklichen musikalischen Commentar zu Dante's Hölle liefern und noch in meinen Ohren raunen. Ja! ich möchte sie gräßlich-schön nennen und hier hat der Meister mit Genialität die Mitte gehalten, hier, wo die Verirrung so nahe, denn wer wie viele andere Componisten das Entsetzliche und Gräßliche in der Form ausdrückt, der weiß nicht, daß für die Kunst nur die ideale Natur die Aufgabe ist und Schönheit stets der Anfang, Mitte und Ende der

Kunst sein muß. Mit einem Wort: Paganini ist groß, leugne mir dieß Niemand ab.

— Groß nenne ich nie einen Künstler, entgegnete der Marquis; denn in der Unendlichkeit der Kunst geht jede Größe unter. — Wohl aber muß ich bekennen, daß der junge Mann eine Höhe erreicht, die seine Landsleute stolz machen kann. Nur Schade, daß bei der technischen Fertigkeit des Künstlers sein Ton nicht die gehörige Stärke hat.

— Allerdings! aber er ist voll und weich und in seinem ganzen Schall liegt eine Kraft, die selbst im mächtigsten Tutti der Instrumente ihre Gewalt geltend macht. Wir Italiener schätzen Paganini, weil wir seinen Werth erkennen, aber er sollte einmal in's Ausland reisen und Concerte geben, damit er sich selbst besser erkenne, denn ich bin fest überzeugt, daß weder Deutschland, noch Frankreich ihm einen Virtuosen auf seinem Instrumente gegenüberstellen kann, der es mit ihm aufnehme, um über den Sieg zu streiten.

— Hat er seine Reisen bisher nur auf Italien beschränkt?

— Ja! — Er scheint kränklich oder mehr melancholisch zu sein, was eines Theils von der über=

mäßigen Anstrengung herrühren mag, denn er spielt oft auf seinem Instrumente von früh bis in die Nacht, und eine schwierige Passage soll er oft tausend und abertausendmal wiederholen, bis sie die Vollkommenheit erreicht und seinem Wunsche entspricht. Wie ich gehört, soll ihm die Hervorbringung der Flageoletttöne unendliche Mühe verursacht haben.

— Ach! Sie erinnern mich da an Etwas. Wie kam es, daß die Fürstin, die anfänglich seinem Spiele die größte Aufmerksamkeit widmete, nicht bis zum Schluß ausharrte, sondern sich langsam, ja fast unbemerkt hinwegbegab?

— Ist uns allen bekannt. Die Flageoletttöne wirken oft so auf ihre Nerven, daß sie sich heimlich entfernt, um der Erschütterung zu entgehen, die sich öfters bemerkbar gemacht, wenn Paganini diese Töne auf seinem Instrumente hervorbringt.

— Sonderbar! Wie ich aber bemerkt, scheint eine andere Dame mit desto größerem Vergnügen seinem Spiele zu lauschen und bis zum Schlusse auszuharren, wo sie dann wohl noch bedauert, nicht in seiner Nähe verweilen zu können.

— Eine Dame? — hier, bei Hofe?

— Ja! die schöne geistreiche Gräfin Olympia.

— Bester! sie liebt die Musik und ist eine Kennerin derselben. Kein Wunder, wenn sie einer so außerordentlichen Erscheinung mehr Aufmerksamkeit schenkt, als dieß vielleicht sonst zu geschehen pflegt. Sie ist im Besitz einer herrlichen Stimme, die sie sehr wohl mit der Guitarre zu unterstützen versteht. Nein! sie liebt die Kunst.

— Und wie mir scheint, auch den Virtuosen. Die Ungeduld, das Feuer in dem Blick, wenn er sich zum Spiel stellt. Ja! ich glaube, sie bräche mit in die lautesten Beifallsbezeugungen aus, wenn es sich für eine Dame schickte.

Nun, die Kunst ist Liebe. Gerade ein Violinvirtuose ist geeignet, die Herzen zu erobern, zumal die Frauen weit zarter fühlen. Wem wäre das Auge trocken geblieben, wenn er sein Instrument so traulich in den Arm genommen und in Wehmuth geklagt? Wem hätte er nicht mit unsäglichem Schmerze die innersten Fibern des Herzens zerrissen, wenn er sich dem Jammer hingab? Wer hätte nicht süße Wehmuth empfunden, wenn er in schwellenden Tönen einen Hymnus an die Liebe sang?

Unter diesem Gespräch hatten sie ziemlich das Ende des Schloßgartens erreicht, in dessen Gängen mehrere von Meisterhänden gefertigte Marmorstatuen aufgestellt waren. Durch das Laub der Maulbeerbäume und hohen Ulmen, deren Gezweig durch volle Weinranken verflochten war, schimmerte in der Ferne das vom Mond beleuchtete duftige Gebirge. Ein lauer Südwind spielte mit den silbergrauen Blättern der Olivenbäume und schaukelte sich auf den saftigen Blättern der buntfarbigen Blumen. Ueber der ganzen Gegend schwebte ein milder, seliger Friede.

Wie die beiden Musikfreunde aus einem Laubgange heraustraten, um sich wieder nach dem Schlosse zu wenden, wallte eine lange gleichsam gespenstische Gestalt an ihnen vorüber. Der Ritter Donati schaute sich um: War dieß nicht der Maestro? lispelte er zu seinem Begleiter.

— So weit ich ihn erkannt, allerdings!

— Merkwürdig! aber große Geister lieben die Abgeschlossenheit. Er sucht die Einsamkeit —

— Und vielleicht auch die Gräfin, erwiederte in einem scherzenden Tone der Marquis, indem er seinen Begleiter unterm Arm faßte und ein anderes

heiteres Gespräch anstimmend, mit ihm nach dem Schlosse ging, wo der Speisesaal glänzend erleuchtet war.

Tief in dem Garten aber weilte Nicolo und blickte über die schlummernde Landschaft. Jetzt besaitete sich sein Herz, all die Gefühle spielten einen Hymnus der Liebe, er dachte nur an sie und schien dann zu erwägen, ob er auch recht thue, ob es nicht ein Wahn, dem er sich hingebe. — „Eine Gräfin!" lispelte er still, eine Dame aus hohem Hause, reich, schön, und du — ein armer Musikus. Ihre Familie groß und angesehen, Pracht, Reichthum. — Sind denn aber die Töne, die ich auf meinem Instrumente hervorbringe, nicht mehr werth, als der Klang des Goldes? — Hat mich nicht die Kunst geadelt und ist die Lyra in meinem Wappen etwa weniger wie die güldenen Löwen in ihrem Schilde? — Still, still bewegtes Herz! — Tasso und Leonore! — spiegle dich daran und laß ab vom Kampfe. Dichter und Tonkünstler, sie haben ja gleiches Schicksal. Ein Dichter hat nichts von der Welt zu fodern; wenn sein Herz die Erfüllung seiner heißen Wünsche begehrt, dann wendet sie sich ab und die Träume lösen sich auf in ein

Nichts. Nichts, das ist sein Erbtheil und — ist am Ende nicht die ganze Kunst ein Traum? — Ja! aber doch — ein schöner Traum.

Langsam, die Hände auf den Rücken gelegt, wandelte er wieder zurück; blickte noch einmal hinauf nach dem von Kerzen erhellten Saale und schlich dann in seine stille Wohnung, welche unfern dem Passionisten-Kloster lag. Hier angekommen, setzte er sich erschöpft nieder und blickte durch das geöffnete Fenster nach dem Garten, wo verwilderte Taxushecken ihr Gezweig um alte zertrümmerte Statuen und um das Becken einer längst ausgerieselten Fontaine schlangen. Dicht unterm Fenster war eine Oleanderlaube, die eine von Moosflechten überwachsene Steinbank umhüllte, ein Lieblingsplätzchen des Künstlers, wo er oft in den Stunden der Weihe saß und componirte. Einsam und allein blickte er in die lautlose Stille der Nacht; hinüber in die schwarzen, vom Mond beleuchteten Cypressen; so still und hehr, es war, als wenn die ganze Welt Siesta hielt. Immer noch schwebte das Bild der Gräfin Olympia vor seinem Blick, sie, die seine ganze Seele erfüllte und die er liebte mit der Leidenschaft und der Gluth eines Italieners, mit den

Gefühlen und der schwelgenden Phantasie eines Künstlers. Immer war es ihm zu Muthe, als wenn er mit ihr sprechen, mit ihr kosen solle, denn heute war es ihm ja nicht vergönnt gewesen, mit ihr Rede zu wechseln, wie es schon manchmal geschehen, wenn er Solo gespielt und die Holde ihm dann mit einem vielsagenden Blick Lob und Beifall gespendet.

Inmitten dieser Aufregung griff er nach seiner Violine und begann ein Adagio zu spielen, so weich und schmelzend, daß ihm selbst eine Thräne in das große Auge trat. Bald schwebten die Töne, wie auf Engelsfittigen getragen, bald bebten und zitterten sie durch die heilige Stille der Nacht, es schien selbst die ihn umgebende Natur den Odem anzuhalten, um die Töne zu belauschen, welche der Künstler aus der Tiefe seines wunderbaren Instrumentes entlockte, ja, sie gleich einem Zauberer heraufbeschwor. Jetzt verschmolzen die Töne, ein herzzerspaltender Hymnus durchdrang den Raum, jeder Ton war ein grandioser tragischer Schmerz. Wahrlich! diese Phantasie zu Papier und so gespielt, wie es jetzt geschah, die Mythe des Orpheus müßte sich wiederholen oder die Menschheit müßte verzweifeln an

der Kunst. — Erst spät nach Mitternacht entschlummerte er, und da er nach solchen Aufregungen gewöhnlich länger zu schlafen pflegte, so erwachte er erst, als mehrmals an seine Stubenthür gepocht wurde, die er zu jener Zeit sorgfältig zu verschließen pflegte, aus Besorgniß, man könnte ihm Nachts seine Geige stehlen, ein Capitalstück, das hinterlassene Instrument Tartini's, das ein reicher Venetianer für 300 Ducaten gekauft und dann Paganini zum Geschenk gemacht hatte.

Er öffnete die Thür, ein Hofbedienter trat ein und überreichte ihm ein Billet, das der Ceremonienmeister sendete. Hastig erbrach er das Siegel und vernahm, daß selbiger ihn Nachmittag um vier Uhr in Angelegenheiten der Concert- und Theatermusik zu sprechen wünsche. Eine Heiterkeit, die man selten an ihm gewahrte, verbreitete sich über sein ganzes Wesen, denn ihm leuchtete ja die Hoffnung, daß er die Gräfin erblicken, ja vielleicht gar Worte mit ihr wechseln könne.

Obgleich nicht an Pünktlichkeit gewöhnt, die überhaupt nur spärlich bei den Genies gedeiht, fand er sich zur bestimmten Stunde ein.

Der Ceremonienmeister, ein feiner, gewandter

Hofmann und großer Verehrer der Musik, kam ihm freundlich entgegen und eröffnete ihm, daß nächstens hoher Besuch erscheinen werde und die Fürstin im Repertoir der Oper und Concert eine besondere Lebendigkeit wünsche. Sie kennen ja, fuhr er fort, ihre Vorliebe für alte classische Musik, wählen Sie nach Ihrer Einsicht. Was das Concert anbelangt, so schmückt vielleicht das Programm eine Ihrer neusten Compositionen oder wir wiederholen entweder Ihr Glöckchenconcert oder Ihr meisterhaftes Concert in E dur, das so allgemeinen Anklang fand und wodurch Sie, unter uns gesagt, sich die völlige Gunst der Fürstin erworben haben.

Paganini brachte mehrere Opern von Porpora, Bertini und Sacchini in Vorschlag, vorzüglich aber Mozarts „la Clemenza di Tito" und Glucks „Armide", welche Meister er besonders schätzte und Mozart öfters den Shakespeare der Oper nannte, indem er es am besten verstehe, die Leidenschaft der Poesie in seine Musik überströmen zu lassen. Für das Concert bestimmte er unter andern Händels treffliche Ouvertüre zur Oper „Ottone," da er wußte, daß sie eine Stelle enthielt, in die sich die Gräfin so zu sagen ganz verliebt hatte.

Meinen Sie nicht, begann der Ceremonienmeister, daß die Sänger recht im Concert beschäftigt würden? Rossi könnte einige Arien aus Mozart'schen Opern vortragen.

— Rossi? — begann der Maestro, indem sich ein flüchtiges Lächeln um seine Lippen zog; nein! da möchte ich nicht rathen; der Mensch macht eine Menge Schnörkel und bringt Cadenzen an, die in Mozart'schen Compositionen zu musikalischen Sündenböcken werden. Er mag seine Feuerräder am Schluß der Arien in andern Opern abbrennen, nur hier nicht. Ich schlage Campri vor.

— Dieser möchte doch wohl nicht den Anfoderungen entsprechen, denn Sie wissen ja, Maestro, daß hundert Dinge nöthig sind, ehe man ein guter Sänger wird.

— Lassen Sie das, sprach Paganini. 99 Dinge hat er schon und das ist — eine gute frische Stimme. Wenn Sie nichts dagegen haben, so laß ich ihn singen.

— Nicht das Mindeste. Vielleicht ein Duett aus der Oper von Paisello.

— Nein! ich habe da ein Lied, ein recht schö-

nes Lied von Zanetti: „die Macht der Liebe" und Campri hat zum Liedervortrag Talent.

— Macht der Liebe? — Maestro! ich glaube, Ihr Herzchen hat Feuer gefangen. Nun, es ist mein Scherz, ich bin Alles zufrieden, leiten Sie nur das Ganze ein, daß wir Ehre davon tragen. Ist es nöthig, so laß ich in der Oper auch noch das Orchester verstärken. Ah! noch ein Wort! Sehen Sie doch zu, ob sie nicht Luigi's einst so berühmte Motette: „Sunt breves mundi rosae" herbeischaffen können, die Fürstin erwähnte sie neulich. Ich glaube, wir verschaffen ihr einen Genuß, der sie um so mehr erfreuen wird, da sich an dieß treffliche Gesangstück Erinnerungen aus der Jugendzeit zu knüpfen scheinen.

— Werde mich bemühen. Die Ouverture zu „Ottone" — Luigi's Lied „die Macht der Liebe" — nicht doch — die Motette: Sunt breves — Mozarts Titus — die Gräfin — er nahm seinen Hut und empfahl sich, sonst hätte er sich noch verrathen, denn er dachte immer wieder an sie. Als er heraustrat, trocknete er sich den Schweiß von der Stirn und wandelte in dem Garten, um noch den herrlichen Tag zu genießen.

Gleichsam unbewußt durchging er den Garten, der für Jedermann geöffnet war. Er wurde von mehreren Personen begrüßt, was er oft nur dann bemerkte, wenn sie vorüber waren, ja, in seiner Zerstreutheit nannte er laut den Namen Olympia vor sich hin und wiederholte ihn; er glich jetzt dem berühmten Echo zu Mailand, das einen ausgesprochenen Namen hundertfach wiedergiebt.

Immer weiter schreitend, an den Grotten und grotesken Blumenvasen vorüber, gelangte er an einen kleinen Platz, wo ihm gar muntere Rede entgegenscholl. Plötzlich blieb er vor einer Laube stehen, zog den Hut und machte eine tiefe Verbeugung, denn in derselben saß die Fürstin mit einigen Herren und Damen ihrer Umgebung, unter letzteren auch die Gräfin, welche aus silbernen und kristallenen Schalen Caffee-dolce, Eis, Limonade und andere Erfrischungen genossen.

— Ah, Maestro! Sie kommen wie gerufen, sprach die Fürstin mit der ihr eigenthümlichen Leutseligkeit. Wir unterhielten uns von der Musik und deren Wirkungen. Da ist nun ein kleiner Zwist entstanden, den Sie vielleicht schlichten können, in welchem Falle wir Sie als competenten Richter

anerkennen. Ehe Paganini ein Wort erwiedern konnte, begann die Fürstin: wir sprachen von den Sängern Senesino und Farinelli. Hier, der Herr Marchese behauptet: die Arie „Son qual nave" durch deren Vortrag Farinelli dem König Philipp V. seine Melancholie entnommen, sei eine Composition seines Bruders, Carlo Broschi, und sei dieselbe, durch welche er vorher die Engländer so entzückt. Ich und hier diese Damen behaupten, daß es ein Lied gewesen, welches sein Lehrer Porpora eigends für ihn geschrieben.

Paganini lächelte und sagte: Bedauere, weder dem einen noch dem andern Theil kann ich hier den Sieg einräumen. Es waren zwei Arien, welche Farinelli vor dem König sang, um die Gemüthsschwäche emporzurichten. Die eine begann: „Pallido il sole" und die andere: „Per questo dolce amplesso." Componist derselben war Hasse, Gemahl der einst so berühmten Faustina.

Beide Theile lachten, daß sie auf unrechtem Wege ertappt worden waren und nicht ohne Heftigkeit einen kleinen Streit geführt, den jetzt ein Mann geschlichtet, dessen Kenntniß in der musikalischen Literatur

oft erwähnt worden war und dem man unbedingt Glauben schenken mußte.

Die Fürstin gab das Zeichen zum Aufstehen. Sämmtliche Anwesende erhoben sich, um einen Gang durch den Garten zu machen. Schon wollte sich Paganini wieder entfernen, als die Gräfin zu ihm herantrat und die Kenntniß rühmte, die er von dem Leben und Wirken berühmter Künstler besitze. Ja, begann sie weiter, es ist wohl der schönste Triumph für einen Künstler, im Gedächtniß der Nachwelt fortzuleben und Andere anzuflammen, die gleiche Bahn wandeln. O, ich weiß auch einen Künstler, von dem man noch sprechen wird, wenn er längst nicht mehr ist. Mir wird das Vergnügen und die Ehre zu Theil, seine Schöpfungen zu bewundern, mit ihm zu sprechen, ja, er steht jetzt vor mir.

— O, Sie machen mich schaamroth! entgegnete Nicolo, indem er jetzt an der Seite der Gräfin die aus Lorbeer- und Myrthenhecken gebildeten Alleen durchwandelte. — Ja! ich könnte ein Künstler werden, sprach er weiter, wenn das Schicksal sich meinen Wünschen günstig zeigen wollte und die Ruhe und Zufriedenheit über mein Gemüth brächte,

ohne die es unmöglich wird, in den Tempel einzugehen, wo der wahre Künstler die Weihe empfängt. Das Ziel ist entfernt; Viele beginnen die Bahn und diejenige, die es erreichen, ach! es ist eine kleine Schaar, ein Häuflein Märtyrer, die am Ende noch erfahren, daß der Lorbeer, nach dem sie gerungen, doch nichts sei, als eine Dornenkrone.

Bewegt von diesen Worten, blickte die Gräfin scheu um sich, ob man sie belausche, ob man sie bemerke. — Das Ziel! entgegnete sie dann beruhigt. Meinen Sie so entfernt vom Ziel zu stehen? — Nein! ein Künstler, der so wie Sie Originalität und Genialität mit einer solchen schaffenden Kraft entwickelt, der ist nicht mehr fern. Ich frage beim Tonkünstler bei Anhörung seiner Werke nicht den Verstand, ich frage das Herz, und wenn dieß fühlt, wenn dieses volle Befriedigung erhält, dann ist sein Sieg gewiß.

— Das Herz, rief erschüttert der Virtuose, indem er die Gräfin leidenschaftlich an der Hand faßte; ja! ich frage es auch, denn in der Kunst, in der Musik, muß man selbst stark empfinden, um Andere empfinden zu lassen. O Gräfin! wenn Sie mein Herz fragen wollten, hier, das Herz mit

seinen Bebungen und Dissonanzen, hier, das große Trauerspiel mit seinen erschütternden Scenen und lebenzerstörenden Monologen, bei Gott und allen Heiligen —

— Fassung! flüsterte die Gräfin, — wenn man uns belauscht, Maestro! Sie kennen meine Stellung! meine Verwandten! Ihr Herz — ich ahne —

— Sie ahnen? O, die Ahnung, ist sie nicht seliger als die Gewißheit und doch — ich muß wissen, hier —

— Das Herz! entgegnete die Gräfin schnell. Ich ahne, all' Ihre Bemühungen, Ihr Streben, all' Ihre Leistungen in der Kunst —

— Gingen aus Liebe hervor. Sie ist die mächtige Triebfeder, die mich noch hier zurückhält, sie ist es, die da schafft und erzeugt die Werke, welche man lobt und preist, die Werke, von denen man wähnt, der kalte, nüchterne Verstand habe sie geschaffen. O, sie ahnen nicht die mächtige Flamme, die sie erwärmt und erleuchtet. Würde ich mich denn für eine spärliche Summe an den Hof verkaufen, wenn nicht ein Höheres mich hier fesselte und bannte? Nein! das ist kein Künstler, der bei

Hofe leben kann, denn mit der Freiheit verkauft er seine Kunst und seinen Genius. Ja! es ist die Liebe und frei spreche ich es aus. — Soll ich hinwegleugnen, was eine höhere Macht gedichtet? soll ich zerstören die Werke der Gottheit, jenen erhabenen Geist, der mich zum Künstler schuf, wenn ich diesen Namen verdiene? Ha! wenn sie, die Liebe, nicht wäre, ich hätte nie die Melodieen empfunden und gesungen, welche das Herz erquicken; ich hätte nicht den Glauben in meiner Brust, der mich erkennen läßt, daß ich nur durch ihre Macht die sonst unerreichbare Höhe der Kunst erklimme, ja, ich wäre ja nicht geboren, wenn nicht die Liebe wäre.

— Nicolo! lispelte die Gräfin, indem sie ihr Gluthenauge auf ihm ruhen ließ; — ich verehre, ich schätze, ja — ich liebe Sie.

— Liebe? erscholl es laut von den Lippen des Bewegten, indem er sie bei der Hand faßte, las wolle er sie aufheben zum Schwur. Die Gräfin wehrte leise ab und rief: still, Verschwiegenheit!

— Ich soll mein Glück verschweigen? — Nein, die wahre, reine Liebe kennt kein Gebot, sie tritt frei vor die Welt wie die Sonne aus den Woiken des Himmels.

— Nicolo! Sie wollen das Geheimniß — Sie wollen das Geständniß eines bewegten Herzens verrathen, wollen spielen mit dem heiligsten Gefühl der Menschheit?

— Olympia! soll ich erliegen unter dem Himmel, der sich auf mich herabgesenkt? — Wehren Sie dem Baume, daß er grüne, wenn der Frühling über ihn gekommen, verbieten sie dem Vogel, daß er singe, wenn die Sonne ihn hervorlockt aus dem dunkeln Gebüsch. Ja! ich werde es verkünden.

— Rasender! erscholl es von den Lippen der Gräfin, indem sie Miene machte, sich von ihm loszureißen, als Nicolo sie sanft erfaßte und rief: Ja! ich werde es und zwar in einer Sprache, die sie Alle verstehen, die in alle Herzen dringt — durch die Musik.

Die flüchtige Zornesröthe auf Olympia's Gesicht verflog, lächelnd drückte sie ihm die Hand und freute sich schon auf diesen kleinen Scherz, den sich der Künstler erlauben und am Ende doch nur ihr verständlich sein werde.

Plötzlich traten sie aus der Allee heraus und standen am Ufer des Teiches, auf dessen krystallhellen Fluthen sich mehre prachtvolle Gondeln be-

wegten, in denen die regierende Familie öfters kleine Lustfahrten unternahm, was auch jetzt geschah, denn schon kamen mehre Nobile, welche den Damen den Arm reichten, um sie die kleine Marmortreppe hinab zu geleiten, welche nach dem Teiche führte.

Nicolo empfahl sich, ein mehr als huldvoller Blick der Gräfin begleitete ihn. Die Gondeln, deren Bedachung mit buntfarbigen Teppichen bekleidet waren, von denen die herabhängenden goldenen und seidenen Troddeln fast den hellen Wasserspiegel berührten, glitten sanft dahin. Die Jalousieen waren aufgezogen, hinter dunklem Gebüsch am Ufer lauschte Nicolo, um sie noch einmal zu sehen und — ein verstohlener Gruß aus der Gondel flog ihm zu.

Berauscht von seinem Glücke eilte der Liebeglühende von dannen. Noch war die Luft heiß und kühl, er wollte zurück in seine Einsamkeit, aber ein Drang, eine Unruhe, wie er sie nie empfunden, trieb ihn in den Tumult der bewegten Menge, denn Lucca war zu jener Zeit der Sammelplatz vieler Fremden, und vorzüglich gewahrte man am Hofe viele vornehme französische Familien.

Nicolo lenkte seine Schritte nach dem Marktplatze, wo ein ungemein reges Leben herrschte. Unter den Leinenzelten und dichtbelaubten Maulbeerbäumen an den Kaffeehäusern saßen Italiener, Franzosen und langbärtige deutsche Maler. Eisverkäufer schrieen ihre Limonade aus. Hier trieb ein Bauer die mit Orangen, Melonen und Feigen beladenen Esel zum Trabe an, während unter dem Steinbilde der Madonna ein Bänkelsänger mit einförmiger Stimme einen Gesang zur Violine improvisirte. Unweit der Kolonnaden, wo der wachthaltende Arsenaletto träge auf- und niederschlich, war ein linnenes Puppentheater errichtet, wo so eben die Vorstellung mit Arlechinos und Colombinens Krönungsfeier begann. Kaum zehn Schritte davon trompetete der Ciarlatano seine Wunderelixire aus, während ein Papageihändler zum Kauf anrief, in welches Geschrei die in den Bauern sich herumschwenkenden buntfarbigen Raben krächzend einstimmten. Ueberall Gewerbe, Handel, Musik und über dem Ganzen wie eine gewölbte Blumenglocke Italiens ewig blauer Himmel.

Obgleich Nicolo unter einem Zelte mehre Bekannte erblickte, meist Sänger und Tonkünstler,

mit denen er sonst fröhlich die Nächte durchschwärmt, so vermied er doch heute sorgfältig jede nähere Berührung und setzte sich tief in eine der Hallen, wo er sicher war, unentdeckt zu bleiben. Jene hatten ihn aber wohl bemerkt, denn seine lange Figur ragte ja über Alle hervor, wie er auch in der Kunst hervorragte und sonach manchen Neider hatte.

— Wie schön sie war! lispelte er vor sich hin, als er einige Ruhe errungen. Noch steht sie vor mir und erinnert mich an die herrliche Jungfrau in Jacopo Palma's jüngstem Gericht, das im Dogenpalast zu Venedig hängt. Er schlürfte ein Glas Limonade nach dem andern, als gelte es eine innere Gluth zu dämpfen und machte dann mechanisch mit den Fingern der linken Hand mehrere trillernde und schleifende Bewegungen, als wenn er die Saiten seiner Violine berühre, dann sah er wieder starr vor sich hin, als umkreise ihn ein musikalischer Gedanke, den er verfolge, um ihn festzuhalten.

So verflossen einige Stunden in tiefem Hinbrüten und strenger Abgeschlossenheit, und als er in seine Wohnung zurückging, begann sich schon das geheimnißvolle Dunkel des Abends zu entfalten. Hier angekommen streckte er sich auf das mit ver-

schossenem Damast überzogene Ruhelager, denn die Luft war noch heiß und schwül. Auf einem Marmortische stand die Büste Piccini's, die bleich und geisterhaft in das Zimmer starrte, an dessen Decke noch Spuren eines Gemäldes zu erkennen waren, welches den schlafenden Endymion vorstellte. An den Wänden hingen mehre Kupferstiche unter Glas und Rahmen. Unter andern Mozarts Portrait und die drei größten Sänger Italiens: Pacchierotti, Rubinelli und Marchesi. Auf dem Clavier lagen Bücher und Noten wüst durch einander und im Winkel stand eine Guitarre, deren Saiten meist gesprungen waren oder schlaff herunterhingen, da sie Paganini seit langer Zeit nicht berührt, indem er die Erfahrung gemacht, daß ihm das Spiel auf derselben im Fingersatze schade.

Hingegen spielte er von diesem Tage an emsiger als je auf seiner Geige und sonderbar genug, nur auf der G- und E-Saite. D und A berührte er gar nicht und hatte sie als überflüssiges Material gänzlich von seinem Instrumente entfernt.

Der Tag, wo am Hofe abermals Concert war, nahte heran und als in der Frühe das mit dem Wappen der regierenden Familie geschmückte Pro-

gramm ausgegeben wurde, las man unter den letzten Pieçen: „Liebesscene," musikalischer Scherz für die Violine, componirt und vorgetragen von Nicolo Paganini.

Diese Nummer gab zu vielfachem Gespräch Anlaß. Die Damen meinten ein rührendes Adagio zu vernehmen, eine Melancholie, ein musikalisches Schäferspiel. Die Verehrer des Virtuosen harrten mit Ungeduld und wußten sich das Komische derselben nicht zu deuten, zumal in Paganini's Compositionen bisher immer ein tiefer Ernst vorgewaltet. Nur die Gräfin wußte, wer Amynt und Doris im Schäferspiel war und vergnügte sich inniglich an den Muthmaßungen und räthselhaften Fragen ihrer Umgebung.

Abends um 9 Uhr, zu welcher Zeit das Concert begann, sah man im Schlosse das regste Leben. Herrliche, aus Paris herbeigeschaffte Kronleuchter strahlten das Licht der Wachskerzen auf das spiegelblanke Getäfel des Fußbodens hernieder. Portiers, Läufer und Hofbediente in reicher Livrée liefen auf und ab. Instrumententräger trugen die Instrumente der Musiker, so wie die Noten der Sänger herbei; vornehme Besucher zeigten sich auf

der Terrasse und den Balconen. Ueberall Glanz und Galla. Schon waren die Musici versammelt, welche ihre Instrumente wenigstens eine halbe Stunde vorher im Saal oder in den daran stoßenden Zimmern stimmen mußten, indem die Fürstin dieses Sichselbstentschließen ungern vernahm, als die Gräfin mit mehreren Damen durch den Corridor ging. Da schritt plötzlich eine lange, blasse Gestalt mit einem Violinkasten unter dem Arm an ihr vorüber. Es war Paganini, der zu jener Zeit sein Instrument selbst zur Probe und Vorstellung trug, aus Besorgniß, es könne in fremden Händen Schaden leiden. Er grüßte die Gräfin ehrerbietig und zeigte ihr verstohlen einige Notenblätter, während sein Blick nur allzudeutlich sagte: „Ich habe Wort gehalten!“

Da die Ouverture zu „Ottone“ in der Aufführung Schwierigkeiten verursachte, indem der Partitur mehre Blätter fehlten, die beim Brande des Opernhauses zu Mailand verloren gegangen waren, so begann das Concert mit Cherubini's Ouverture zu „Anakreon“, die vermöge ihrer Originalität eine außerordentliche Wirkung hervorbrachte. Hierauf folgte ein Quartett von Mozart für zwei Violinen,

Bratsche und Violoncello, wo die Violinstimme trefflich von Paganini gespielt wurde. Der Kammersänger Rossi trug alsdann eine Arie vor und den Beschluß des ersten Theils machte ein Gesangsquartett von Sacchini.

Während der Pause, die nach dem ersten Theil Statt fand, wo die Zuhörer ihre Meinungen austauschten und die Dienerschaft Erfrischungen herumreichte, sah man Paganini emsig mit seiner Violine beschäftigt, zog Saiten auf, stimmte und präludirte.

Nachdem die Pause vorüber war, wurde der zweite Theil des Concerts mit Sacchini's Ouverture zur Oper „Tamerlan" eröffnet, welche der Concertmeister Paulino dirigirte, was stets geschah, wenn Paganini unmittelbar darauf zu spielen hatte, damit seine Hand durch das Tactiren nicht erschlaffe und die gehörige Ruhe und Sicherheit behalte.

Während die Töne den Saal durchbrausten, saß Nicolo in einer Ecke des Orchesters und ließ seinen Blick auf der schönen Gräfin ruhen, welche nicht versäumte, öfters hinüberzublicken. Die Ouverture war beendet, das Programm in allen Hän-

den und mit gespannter Neugier erwartete man den musikalischen Scherz, die Liebesscene.

Eine Ruhe, als gelte es, schon im voraus dem Meister ein Zeichen der Achtung zu geben, trat ein. Da erschien Paganini auf der vordern etwas erhöhten Stelle des Orchesters, hob seine Violine empor und entfernte im Angesicht der versammelten Menge die beiden mittelsten Saiten, daß nur noch G und E darauf blieben. Er gab das Zeichen zum Anfang und — sein Bogen schwebte über dem Tutti. Jetzt begann nun eine Art musikalischer Dialog, wo die G-Saite den Mann und die E-Saite das Mädchen vorstellte. Sein meisterhaftes Reden-Spiel ließ nun bald Streit- und Versöhnungsscenen zwischen einem Liebespaar erkennen, das während des Vortrags und der Neuheit der Ausführung rege Heiterkeit erweckte. Bald mußten die Saiten Groll verkünden, bald Seufzer ausstoßen. Wenn dieß vorüber, hörte man sie stöhnen, scherzen, sich freuen, und zuletzt brachen sie in einen Jubel aus, der immer höher und höher stieg; eine allgemeine Versöhnung trat ein und die Neuvermählten führten ein **Pas de deux** auf.

Weithin rauschender Beifall erscholl und krönte

den Künstler, der verbeugend dankte. Den größten Lohn empfing er aber als er abtrat; er lugte nach der Gräfin hin und — ein höchst zärtlicher Blick mit einem freudigen Kopfnicken wurde ihm zu Theil.

Der Ritter Donati, der wüthend applaudirt, suchte freudig den Marquis auf, um sein Urtheil zu hören, um sich durch Lobpreisungen Luft zu machen, denn so etwas Originelles war ihm im Bereich der Musik noch nicht vorgekommen. Als das Concert beendet war, ging die Fürstin auf den Virtuosen zu und sagte: Maestro! Sie haben uns heute ein Vergnügen gewährt, das uns Alle zum größten Dank verpflichtet; erlauben Sie mir, die süße Pflicht zu übernehmen, Ihnen denselben hiermit abzustatten.

Der Künstler gerieth in Verlegenheit, was er darauf erwidern solle, als die Fürstin ihn derselben überhob, indem sie in gewählten Worten das Originelle der Composition und die vollendete Ausführung lobte. — O, fuhr sie fort, wir haben gewiß noch Treffliches von Ihnen zu erwarten, zumal Sie ein ganz neues Feld aufgefunden, wo Ihr Geist schaffen und bilden wird. Paganini, Sie müssen ein sehr sparsamer Mensch sein, denn

Sie begnügen sich mit zwei Saiten. Ja! da Sie bereits auf diesen Zweien so Schönes leisten, ist es Ihnen am Ende nicht unmöglich, auch auf einer Saite Etwas zu geben.

Ueberrascht von diesem Gedanken sagte dieß Paganini zu. Die Gesellschaft ging aus einander und da die Orchestermitglieder warten mußten, bis sich der größte Theil der Versammlung entfernt, blickte Paganini bewegt der scheidenden Gräfin nach, die sich an der Thür noch einmal umsah.

Berauscht von dem, was geschehen, ging Paganini nach Hause. Kein Schlummer senkte sich diese Nacht auf ihn hernieder; er dachte nur an Olympia und seine Musik, an den Gedanken der Fürstin — das Spiel auf einer Saite. Mit der Sonne war er auf, nahm seine Violine und strich die G-Saite mehrmal hell nach einander an, nur ihr galt der Bogen und die Finger seiner Linken. Plötzlich sah er in den Kalender, auf welchen Tag das nächste Concert falle, wozu so große Vorbereitungen getroffen wurden. Der 18. August — Napoleons Geburtstag. Lange heftete sich sein Blick darauf, der Bogen entsank mechanisch seiner Hand, ein großer Gedanke schien sich seiner zu bemächtigen.

Nachdem er einigemal die Stube auf- und niedergegangen, trat er jetzt eilig an's Clavier, riß die Decke auf und schlug mehre Accorde an. — Schnell! rief er, ein Accord voll Leidenschaft und großartiger Würde. — C moll! Nein! das ist Brutus. Da erscholl ein C dur-Accord, er lauschte seinen Bebungen. Ha! ein grandioser Ton! heroische Größe, möchte Carl der Große sein. Nein! H dur! — Kraftvoll schlug er ihn an, daß die Saiten dröhnten und rief dann: dieser ist's, H dur — Napoleon!

Jetzt phantasirte er auf seiner Violine. Wilde Leidenschaft, Kampf mit dem Schicksal und dann eine einfache heroische Größe bildeten das Thema. Dann aber ließ er die drei andern Saiten ruhen, seine ganze Kraft widmete er der G-Saite, die er gleich dem Anatom völlig zergliederte, um zu erfahren, wo ihre Thränendrüse, ihre Lachmuskel, ihr Kehlkopf, wo der Sitz ihrer Seele sei. Fast Tag und Nacht handhabte er jetzt sein Instrument und — auf einer Saite. Die wonnigen Tage, die herrlichen Mondnächte, sie lockten ihn nicht, ihm gingen ganz andere Sonnen, ganz andere Welten auf. Die G-Saite war der Schacht mit unendlichen Schätzen, der Bogen die Wünschelruthe, mit

der er nach ihnen suchte und aus tausendjähriger Nacht zu Tage förderte. Unendliche Schwierigkeiten stellten sich ihm entgegen, aber sein Geist, seine Kraft überwand sie. Nebenbei saß er am Tisch und componirte; Cigarren, Licht und Papier waren die Elemente, und wenn die Phantasie nicht in Schwung kommen wollte, da dachte er an Olympia und schlug feurig den H dur-Accord auf dem Piano an.

Da die Fürstin nach dem letzten Concert begehrt, daß Paganini wöchentlich noch zwei- bis dreimal am Hofe spiele, so fand sich jetzt wiederum Gelegenheit, die Gräfin zu sehen und da die gegenseitige Neigung vor den Augen der Welt ein Geheimniß bleiben mußte, so nahm das Verhältniß von Tag zu Tag an Innigkeit und interessanten Beziehungen immer mehr zu. Noch hatte die Gräfin nicht Gelegenheit gefunden, ihm über die gespielte Liebesscene eine Schmeichelei zu sagen, als sich eines Tages ein glücklicher Moment fand, wo sie ihm erzählte, wie ungemein sie die sinnige Andeutung ergötzt und wie schön der Gedanke sei, das Ganze auf zwei Saiten zu geben, obgleich es gewagt sei, mit etwas Neuem jetzt in der Kunst vorzutreten, wo man immer noch zu sehr am Alten hängt.

Ja! begann Nicolo, das ist es ja, was dem Genie entgegentritt. Die Vorliebe für das Hergebrachte ist dem Fortschritt der Künste und namentlich der Musik stets am hinderlichsten gewesen. Lulli, den wir jetzt für höchst einfach und natürlich halten, kam seinen Zeitgenossen übertrieben vor, und das beste Beispiel lieferten ja Mozarts unsterbliche Werke, denen man zu Anfang Schwulst und Notenüberladung vorwarf, bis man allmählig die Neuheit und Schönheit derselben erkannte. Ich weiß wohl, daß mich Viele schelten und verbannen werden, weil ich meiner Violine zwei Saiten nahm.

— Nun, entgegnete scherzend die Gräfin, wenn man Sie nur nicht aus dem Lande verbannt, gleich dem Timotheus, den die Ephoren aus Sparta verwiesen, weil er der Lyra zur Vervollständigung seiner Harmonieen noch drei Saiten hinzugefügt. Darf man denn erfahren, was uns das nächste Concert bringen wird?

— Zum Geburtstag des großen Kaisers?

— Ja! ja!

— Ich hoffe Viel, denn nach meinem Wunsch soll Apoll an diesem Tage seine schönsten Opfer spenden. Napoleon! Ich habe seiner gedacht und — auch Ihrer.

— Wie? meiner Wenigkeit?

— Warum dieß nicht. Sie gebieten über die Herzen, über ein Künstlerherz, dessen Schläge doch gewaltiger als die andern, an dessen Flamme sich wiederum tausend andere entzünden. Sehen Sie, hier — Da öffnete sich die Thür, mehrere Hofdamen traten fröhlich und scherzend herein. Nicolo gab der Gräfin schnell ein feines mit Text und Noten beschriebenes Papier in die Hand und entfernte sich flüchtigen Fußes.

Als sich die Gräfin unbelauscht glaubte, entrollte sie es und las: „die Macht der Liebe, Lied für Gesang, gedichtet, componirt und meiner Olympia in treuer Liebe gewidmet von Nicolo Paganini."

Der erwartete Tag rückte heran. Zahllose Festlichkeiten fanden Statt. Mit Ungeduld erwartete die Gräfin das Concert-Programm, welches an diesem Tage in Golddruck erschien. Sie öffnete und siehe da, eine der ersten Nummern verkündigte obiges Lied, componirt von Zanetti. Wie staunte sie aber, als ihr Auge weiter unten Folgendes gewahrte:

8) Napoleon. Cantate für die G-Saite, componirt und vorgetragen von Nicolo Paganini.

Die räthselhafte Anzeige wurde zum Gegenstand des Tagsgespräches. Seine Verehrer erwarteten etwas Ausgezeichnetes, was schon der Stoff bedinge. Man horchte, man fragte die Orchestermitglieder, aber auch diese konnten wenig Auskunft geben, da Paganini in der Probe diese Nummer überschlagen, damit am Abend selbst das Orchester überrascht werde, indem er gar wohl erwog, daß nur die leiseste Aufmerksamkeit desselben mit Macht auf das Publicum übergehe.

Das Concert begann. Die Versammlung war reich und glänzend, denn viel hohe Personen aus Frankreich waren auf Besuch gekommen, und da noch mehre Gelehrte, Beamte und Magistratspersonen der Stadt Einladungen erhalten hatten, so war der Saal in allen Räumen gefüllt. Hatte schon Mozarts Ouverture zu „Titus" das Auditorium erregt, so geschah es jetzt noch mehr durch den Vortrag des Liedes: „die Macht der Liebe," was in alle Herzen drang. Ueberall hörte man flüstern: wer ist der Componist? wo lebt er? welch eine Fülle von Melodie! und dergleichen mehr.

Nur Eine kannte ihn — die Gräfin, nach welcher Paganini gar sehnsüchtig hinsah, als der Sänger

Campri das Lied mit einem Schmelz sang, der jeden Zuhörer hinriß.

Jetzt trat Paganini hervor; ein Applaus scholl ihm entgegen, in welchen die Franzosen lebhaft einstimmten, denn als sie den Namen Napoleon lasen, da war es, als sollten sie ein „vive l'empereur!" rufen, das dröhne bis nach Paris. Kühn begann der Virtuose sein Spiel auf einer Seite. Kein Athemzug regte sich im Saal; man wähnte ein Violoncell zu vernehmen, dessen elegische Töne dahinschwebten. Doch bald schwand das Adagio, markige kraftvolle Töne traten gerüstet hervor, der Sieger von Marengo und Austerlitz, der Mann mit dem kleinen Hütchen stand da in seiner Kraft und Mannheit, man erblickte ihn mitten im Schlachtgetümmel, unter dem Donner der Kanonen, und dieß Alles durch den Geist des Gewaltigen, der aus einer Saite Millionen Töne heraufbeschwor, weich und anmuthig wie eine italische Sommernacht, schäumend und brausend wie tosende Wellen, die zu einem Meere anwachsen, dessen Brandung sich bricht an der staunenden Seele des Hörers, der regungslos in die Tiefe blickt, um die Wunder der Schöpfung zu schauen, die da aufsteigen als leuch-

tende Perlen und Wunderblumen oder als gigantische Gestalten einer fabelhaften, geheimnißvollen Zauberwelt.

Mit Begleitung des vollen Orchesters, das der Geigenfürst dennoch mit der einen Saite übertönte, nahte sich das Ganze dem Schlusse. Mehre der Versammelten erhoben sich von ihren Sitzen, um ihn ganz zu sehen in seiner Glorie. — Noch ehe die letzten Töne verhallten, brach ein stürmischer, Minuten anhaltender Beifall aus, und als der große Meister sich dankend verneigte, da schien der Jubel nicht enden zu wollen, der noch fortbrauste, als Paganini schon das Orchester verlassen.

So Etwas hatte man noch nie gehört. Unbegreiflich! unerreicht! erscholl es von allen Seiten. Ritter Donati eilte hinaus, drückte dem erschöpften Künstler die Hand und bat um seine Freundschaft, während ein Kammerherr den Virtuosen zur Fürstin beschied, die ihn mit Lobpreisungen überschüttete.

Das Concert schien diesen Abend für beendigt, denn eine darauf folgende Cantate von Cimarosa wollte keinen Effect hervorbringen, wie schön und trefflich sie auch ausgeführt wurde. Paganini mit seiner grandiosen Leistung, deren Wirkung colossal

zu nennen war, schlug Alles darnieder. Die Zahl der Bewunderer stieg gewaltig und erklärten einstimmig, daß er nie Erhörtes geleistet und der einzige Würdige sei, dem es vorbehalten, den seit Tartini's Tode verwaisten Thron zu besteigen.

Das Schloß und der Garten war glänzend erleuchtet. Tausende von Lampen strahlten ihr Licht wider; Raketen stiegen in die Lüfte, überall Jubel und Festmusik. In den Sälen begann nachher ein glänzender Ball, wozu natürlich auch die Gräfin eingeladen war. Ihr Blick ruhte auf den schlanken männlichen Gestalten in prachtvollen Uniformen; von allen Seiten umschwebten sie Anbeter, sie aber fand wenig Vergnügen und mußte wider Willen ausharren.

Im Garten verlor sich nach und nach die Menge; hier und da erloschen die Lampen; nur aus den Sälen glänzten noch die Lichter durch die hohen Parterrefenster; Pauken und Trompeten schmetterten durch die Nacht.

Auf der Terrasse unter den Orangerie- und Oleanderbäumen aber wandelte eine bleiche Gestalt und schaute von Zeit zu Zeit durch die Fenster in den Saal — es war Paganini. Scheu irrte er

auf und nieder. Wie ein Verstoßener, wie der verlorene Sohn stand er vor dem Palais und starrte in die Nacht. Er, der als Künstler heute einen Triumph gefeiert, wie es vor ihm noch Keiner vermocht, der Hunderte durch sein Spiel entzückt, stand draußen vor der Thür wie ein Bettler, der mit entblößtem Haupte um ein Almosen bittet. Nur zwei kleine Schritte und er war in dem Kreise, war der Glücklichste, der Seligste in der Runde und doch, zwischen diesen zwei Schritten eine Scheidewand, eine so tiefe Kluft, die ihn hinwegwies, einzig und allein darum, weil er nicht courfähig, weil ihn das Weib eines Bürgers geboren.

Jenseits des Schlosses schwärmten die Sänger und Operisten, so wie andere Tonkünstler, und waren guter Dinge; ihm aber war es nicht möglich, mit Theil zu nehmen an ihrem Gelage; er dachte nur an die Gräfin. Nachdem er noch einen Blick durch das Fenster gethan, schloß er seine Geige fester unterm Arm und ging in seine stille Wohnung. Was können zwei Stunden vermögen? — Beifall! Triumph! Unerreicht! und jetzt — Einsamkeit! eine fürchterliche bange Leere, Gram im Busen und die Hoffnung auf Erfüllung all der

Träume so weit, so fern. Er sank auf sein Lager und nur der Schlummer, der sanfte Bote des Friedens, brachte Ruhe in sein Gemüth.

Erst den andern Tag, als der äußere Schein gewichen, als die rauschenden Vergnügungen hinabgesunken, trat das Wahre, das Edle und Schöne von all dem Vorübergegangenen in seiner Reinheit hervor, um ewig zu bleiben, und dieß ist sein Vorrecht, dieß ist sein Triumph. Mag auch die Zeit vergehen und Alles mit sich in ihren Strudel hinabreißen, die Werke der Kunst ragen aus den Trümmern hervor, ein Leuchtthurm für seine Generation, für spätere Geschlechter, ein Glockenthurm mit nie verhallenden preisenden Zungen über den Kirchhöfen der Zeit.

Jetzt erst erkannte und würdigte man, was Paganini gegeben, was er der Kunst und seinem Zeitalter war. Wo aber bleibt bei dem Außerordentlichen und Angestaunten der Stachel des Neides? Wer entgeht Anfechtungen und Cabalen, dessen Geist die Schranken der Gewöhnlichkeit überschritten und sich unterfängt, der Welt zu zeigen, daß er größer sein will als seine Mitmenschen? So auch hier. Nicht weit vom Schlosse, wo die

Künstler sich gewöhnlich zu erholen pflegten, saßen selbige nebst andern Kunstfreunden beisammen und sprachen über die Ergebnisse des letzten Concerts. Den Triumph, den Paganini errungen, konnten sie nicht vertragen, es mußten daher Gründe hervorgesucht werden, die sein Streben mißbilligten.

Da traten welche auf, die ihn einen Charlatan nannten, der das schöne Instrument und die Kunst herabwürdige, und durch Kunststückchen sich seine Lorbeerblättchen zu erringen suche. Vorzüglich blies der Sänger Rossi in's Horn des Aufruhrs, einzig und allein aus dem Grunde, weil Paganini dem Sänger Campri und nicht ihm die Arie zugetheilt.

Ein Anderer schob das Gelingen mit auf das höchst ausgezeichnete Instrument, das er sich erschlichen habe und einen Ton zum Entzücken von sich gäbe, wenn auch ein Küchenjunge darüber hinwegstriche.

Obgleich etliche Verehrer Paganini's das Wort für ihn ergriffen und mächtig dagegen anstritten, so schienen die Gegner doch nicht geneigt, ihre Behauptung so leichten Kaufs aus den Händen zu geben. Sie meinten, Paganini sei auf dem Wege gewesen, ein Künstler zu werden, dergleichen Dinge

aber führten zurück und ließen ihn auf Abwege gerathen; solcher Firlefanz könne nur auf Augenblicke betäuben. Mit einem Worte, Paganini ist ...

— Ein großer Künstler! erscholl es plötzlich aus dem Munde eines ernsten Mannes, der aus dem Hintergrunde hervortrat.

— Wer sagt uns dieß? rief ein Sänger.

— Ich! der Ritter Donati. Wer Paganini schmäht, versündigt sich an der Kunst. Sie, meine Herren, sind sämmtlich Künstler und haben äußerlich nur einen Richter, dieser ist das Publicum, es allein entscheidet und der allgemeine und gerechte Beifall vernichtet all das Trachten der Blindschleichen, die sich unterfangen, sein Werk zu verspotten, wie es bereits geschehen.

Künstler, vorzüglich dramatische, die mehr als alle Andere der Oeffentlichkeit Preis gegeben sind, Sänger und Schauspieler, welche im Zorn eines Einzelnen die Aufwallung Hunderter zu befürchten haben, sind leicht einzuschüchtern, zumal da, wo der Neid als die Ursache ihrer Handlungen zu erkennen und das Unrecht nicht mehr mit den Waffen der Lüge und Arroganz zu vertreten ist.

Die Spötter verstummten und mußten der

allgemeinen Stimme den Sieg einräumen, da sich sämmtliche Verehrer des Virtuosen jetzt auf einen Punkt versammelten und nur zu seinem Ruhme sprachen.

— Wo ist in Italien, wo ist in Europa noch ein Zweiter, rief Donati, der so Ausgezeichnetes zu geben vermag? Mit Paganini beginnt eine neue Zeitrechnung für die Violine. Aus sich selbst hervorgegangen, steht er allein, unvergleichbar da, und wer ihn gehört und gesehen, wie er mit unbeschreiblicher Fertigkeit in Kraft und Feuer dahinströmt, wird mir beipflichten.

— Ja! rief ein Zweiter, ich staune noch, wenn ich an die diatonischen und chromatischen Läufe in der Terze, Sexte, Octave oder Decime gedenke. Wer macht ihm die Pizzicato- und Stakkatoläufe mit und ohne Bogen in so rapider Schnelligkeit nach? Dann die Triller, Trillerketten, Arpeggi, die Sprünge mit so reiner Intonation.

— Und die Flageoletttöne, nahm der Ritter wieder begeistert das Wort; hat sie Einer vor ihm in solcher Vollendung gegeben? Ja! sogar Flageolettdoppeltöne und Flageoletttriller auf zwei Saiten mit rasch gestoßenem Bogen, einfache und Doppelläufe auf

einer Saite, zwei-, drei- und vierstimmige Sätze mit ganz verschiedener Stimmenführung und in den vierstimmigen Sätzen zuweilen den Baß pizzicato, die Mittelstimme tremolo und die beiden Oberstimmen im Flageolett, oder den Baß tremulirend, die Mittelstimme pizzicato und die Oberstimme col arco. — Fürwahr! wer ihn nicht gehört, der hält dieß für eine Fabel und — doch ist es so.

Sämmtliche Kenner und Verehrer stießen auf das Wohl des Künstlers an. Die Neider entfernten sich so nach und nach, da sie wohl einsahen, daß es unmöglich sei, der öffentlichen Meinung einen Damm entgegenzusetzen, und da zu mäkeln, wo so hohe Kraft jedwede Hemmung zurückstieß. Paganini kannte diese seine Neider gar wohl und wußte nur zu gut, daß sie alle Mittel anwendeten, um seinen Ruf zu schmälern, daß sie Alles aufboten, um seinen Lebenswandel zu verdächtigen. Sie konnten ihm Alles nehmen, nur nicht das Eine — die Begeisterung und Liebe zur Kunst. Und wohl dem Künstler, bei dem diese Begeisterung n i e erkaltet, denn die reine geistige Wollust des Dichtens und Bildens, dieses sich nie ganz genügende und doch immer sich selbst belohnende Streben, die hei-

lige Scheu vor dem Unwahren und Gemeinen, sie allein sind die wahre allein seligmachende Religion der Kunst. Die Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten, Hindernisse und festes Ausharren in der Noth, wird im Leben oft als die Feuerprobe des ächten Kunsttriebes erachtet. Nein! die Gunst des Glückes, Ehre, Gewinn, Ruhm und alle daraus entspringenden Vortheile und Genüsse des Lebens sind oft härtere Prüfungen für den Künstler, als jene, welche mit Macht sein besseres Selbst in den Kampf führen, während diese ihn leicht in die verderbliche Ruhe eines wohlbehaglichen Selbstgefühls einwiegen. Der wahre Trieb zur Kunst tritt jenen gewappnet entgegen und läßt sich nimmer von der Bahn seines Berufes locken.

Der Ruf Paganini's verschaffte ihm jetzt Zutritt in die ersten Häuser. Der Ritter Donati, der seine Freundschaft gewonnen, suchte alle seine Wünsche zu erfüllen, und schon war Paganini Willens, ihm in einer günstigen Stunde seine Neigung zur Gräfin zu gestehen, als er durch einen Dritten zufällig in das Haus des alten Oheims eingeführt wurde, bei dem sich Olympia befand. Sein Glück kannte keine Grenzen. Zutritt in dem

Hause, wo sie lebte, für ihn und der Kunst. Er durfte die Schwelle des Tempels überschreiten, der sein Liebstes barg. O, erst in dieser Stunde ward er ein Künstler, denn all die Gefühle der Begeisterung brachen hervor, wie die Flamme des Vulkans, die im Innern verwüstet und zerstört, aber außen die Gärten und Weinberge zeitigt zur reichen, gesegneten Aernte.

Eines Tages fragte ihn die Gräfin, ob er noch Guitarre spiele, auf welchem Instrument er es doch zu einer hohen Fertigkeit gebracht und auf dem Wege gewesen sei, ein zweiter Carulli zu werden. — Paganini lächelte und sagte: Nein! schon seit langer Zeit nicht mehr. Ich liebe dieß Instrument nicht, sondern betrachte es nur als einen Gedankenleiter; ich ergreife es zuweilen, um meine Phantasie für die Composition anzuregen, oder eine Harmonie hervorzubringen, was ich auf der Violine nicht kann.

— O, bedaure sehr, erwiederte Olympia, ich hätte da vielleicht noch manches Schöne von Ihnen lernen können. — Da durchzuckte es den Virtuosen; eine Erleuchtung! ein Schritt weiter, Guitarreunterricht. — Ihr zu Liebe übte er sich wieder

ein und spielte dieß Instrument mit bewunderungswürdiger Fertigkeit. — So kam er wohl dreimal die Woche in das gräfliche Haus. Eines Tages, als er eben dort war, und der alte Oheim, ein finsterer, mürrischer Mann seinem Spiele lauschte, brachte einer der Diener einen Brief, den ein Unbekannter beim Portier abgegeben. Der Grämliche trat damit in eine Fensternische und begann still zu lesen.

Von Zeile zu Zeile furchte sich die Stirne des Alten; er biß die Unterlippe zusammen und verbat sich dann das Geklimper auf der Guitarre, wie er es nannte, da er Kopfschmerz empfinde.

Nicolo empfahl sich. Er wollte seine frühern Freunde aufsuchen, mit ihnen scherzen und fröhlich sein, aber ein Etwas hielt ihn zurück. Etliche Tage darauf war die Zeit, wo er bei Hofe spielen mußte, entweder allein oder im Quartett. Als er erschien, meldete ihm ein Kammerdiener, daß heute nach dem Willen der Fürstin die Musik unterbleiben solle. War es Zufall oder nicht, es verstimmte Paganini. Unwillig trug er seine Geige nach Hause und erwartete mit Ungeduld die Stunde, die ihn in das gräfliche Haus führte.

Daselbst angelangt, sagte ihm bei seinem Eintritt der Portier mit kalten Worten: die Gräfin ist abgereist!

Nicolo stand da, wie festgebannt. Ab — gereist! so schnell, ohne Abschied? — Fast bewußtlos wankte er zurück. Da trat ihm am Eingange seiner Wohnung ein alter Diener entgegen, gab ihm schnell einen Brief und entfernte sich, ohne den Absender zu nennen, oder irgend ein Wort zu sprechen. — Nicolo öffnete den Brief; seine Züge glühten; mit aufgerissenem Auge übersah er den Rest der Zeilen, er wollte das Papier zermalmen, bebte aber zurück und trug es in seiner Hand. Es war die Handschrift Olympia's, ein Lebewohl! wohin, wisse sie nicht, sie müsse ihrem Oheim blind gehorchen.

Derselbe hatte nämlich mehre Briefe erhalten, worin ein Unbekannter das Verhältniß des Virtuosen mit der Gräfin verrieth, Paganini's früheren Lebenslauf mit den schwärzesten Farben schilderte, und dringend mahnte, hier einzugreifen, wenn dem Marchese daran gelegen sei, die Ehre seines Hauses aufrecht zu erhalten.

Darüber aufgebracht raffte der Alte selbst die

Noten zusammen, welche Paganini der Gräfin zu ihrem Gebrauch geliehen, um sie zurückzuschicken. Da fiel aus denselben ein Blatt Papier; der Aufgeregte las es und traute kaum seinen Blicken, als er folgende Ueberschrift gewahrte:

„Die Macht der Liebe.

Meiner Olympia in treuer Liebe gewidmet.

Nicolo Paganini."

Der Alte ließ die Gräfin rufen, hielt ihr grollend das Papier vor die Augen und — nach Verlauf von zwei Stunden war sie nicht mehr in Lucca.

Mit ausgehöhlten Schritten ging Nicolo auf und nieder. Er sann nach, wer er sei, der Erzfeind, der ihn verrathen. Dann aber rief er: Ist sie nicht groß, die Schaar meiner Feinde? sind deren nicht eine Menge? — Groll, Rache, Wehmuth, alle Leidenschaften wechselten in seiner Brust; fast unterlag er dem Schrecklichen, was über ihn gekommen.

— O ewige Kunst! rief er schmerzlich aus, ist dieß dein Wille? An Sorento's Felsen möchte ich meine Violine zerschmettern, daß die Saiten dröhnen wie ein heiserer, tausendzüngiger Fluch. Ich möchte sie schleudern in das Meer, damit die Welle der

Brandung sie hinabwürgte in die bodenlose Tiefe, vielleicht spielt da noch eine Sirene darauf, denn — ein Bandit kann es nicht mehr; dazu habt ihr mich gemacht, mich, den Genuesen, von dem ihr fabelt, er habe sein Weib ermordet und in den Bleikammern zu Venedig den Frevel gebüßt; abgebüßt inmitten der Verbrecher, inmitten von Dolchen, Aqua toffana, und der Aussicht auf das Beil des Henkers. O, ihr Elenden! ihr mordet ein zwiefaches Leben, denn ihr mordet die Kunst. Ha! zersprungen sind die Saiten meines Herzens, aufgelöst alle Harmonie in meinem Innern, dahin ist Kraft, Wahrheit und Leben.

Als einige Ruhe zurückgekehrt, ging er hinaus vor die Stadt und schaute nach allen vier Gegenden, als suche er den Punkt, wo Olympia weile und welchen Weg sie genommen. Der Abend senkte sich hernieder. Unter frohem Sang kehrten die Schnitter vom Felde zurück. Ach! er beneidete sie und pries sie glücklich, denn sie wissen ja nicht, wie schwer ein Künstlerleben ist, wissen nichts von dem sichtbaren und unsichtbaren Gift — Cabale. Vor dem Thore spielten die Kinder und freueten sich so inniglich. Wehmüthig betrachtete sie Nicolo und

wendete dann den Blick von der Gruppe, denn — er hatte keine Jugend gehabt. All die schönen Tage der Kindheit hatte er zugebracht in einer düstern Kammer, hatte Violine spielen müssen und sein Vater saß dabei, ein Kerkerwächter, ein Jugendtödter.

Schon war es Nacht geworden, als Nicolo gleich dem Ahasver durch die Felder einherwankte und nach der Stadt schritt. Jetzt stand er vor dem Palais, sah hinauf in die Zimmer, welche die Gräfin bewohnt; die Zimmer waren finster, es war Nacht, wie in seiner Seele. — Gieb sie mir wieder, du Shylock, du Herzausschneider! rief er empor und krampfte seine Hände. Gieb sie mir wieder, oder ich komme mit meiner Violine an deine Thür und laß hören das Winseln der Verdammten in der Hölle, daß sich die Haare sträuben sollen einem Jeden, der mich hört. Ja! so will ich kommen, eine lebendige Probe vom jüngsten Gericht, und nicht ruhen, bis sie wieder hier im Hause, bis ich vernehme ihre süße Stimme und mich labe an ihren Blicken.

Kaum seiner mächtig stürzte er von dannen; er wollte seine Feinde aufsuchen und mit ihnen

rechten, doch, das bessere Selbst, das Große und Edle seiner Künstlernatur, gewann den Sieg.

O ich Thor! ich klagte um meine Jugend, um meine Jugendjahre, die sie mir geraubt und verkauft an den Tod. — Zeit! komm wieder herbei! ich war glücklich! Laßt mich zurück nach Genua, in das kleine enge Gäßchen, in das kleine Haus, in das enge Stübchen, da herrschte kein Neid und keine Mißgunst. — Ha! wüthet nur zu! verbannt mich, ihr Großen und Mächtigen, weil ich mich unterfing, da zu lieben, wo Geburt und Rang eine Grenzlinie gezogen, ich lache, ich verspotte euch. Eure Schätze sind zu entreißen, die meinen nicht. Wenn ihr als Bettler von Stadt zu Stadt wandern müßt, da kann ich Triumphzüge halten; mein Bogen ist das Scepter, das über die Schatzkammern gebietet und im Besitz all der Gefühle, die mich durchströmen, bin ich ein Gott. Ha! Dank dir, Vorsehung! Dank! ich bin wieder frei. Frei wie der Aar in der Luft und von mir werfe ich die goldenen Fesseln, die mich hier an den Hof gebunden. Freiheit! ein freier Künstler! Herz! fühlst du das Unaussprechliche dieser Wonne! Freiheit! du unendlich großes Geschenk, das jedes Sonnen-

stäubchen zu eigenen Welten formt, dir bin ich wieder zurückgegeben, und was die Liebe geschaffen, das fördere fortan du, ich glaube, du wirst ihr keine Schande machen.

Noch ehe die Sonne aufging, als der Nebel noch auf den blauen Bergen lag, schritt, rüstig ein junger blasser Mann durch das römische Thor aus der Stadt. In der rechten Hand hatte er einen Wanderstab, an der linken Seite hing eine Geige, es war — Paganini.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Die merkwürdigsten Prophezeihungen aus den christlichen Jahrhunderten, oder Geschichten der Lehren und Meinungen vom 1000jährigen Reiche. 3 Hefte. 8. Mit Kupfern. 1½ Thlr.

Rare und neue Sammlung schöner Anekdoten, witziger Einfälle, spaßiger Schwänke und Schnurren von unsere Leut. Aus dem Jüdischen des A. Hersch in's Deutsche übersetzt und herausgegeben von J. Hilarius. Mit 6 illum. Kpfrn. ½ Thlr.

Leipziger Kriegsscenen, oder bildliche Darstellungen, interessanter Auftritte in Leipzig während des Krieges in Norddeutschland in den Jahren 1806 und 1807. Von Ch. A. G. Geißler. 2 Hefte. 8 illum. Kpfr. gr. 4. ⅔ Thlr.

Schlacht bei Leipzig oder Darstellung der verschiedenen Stellungen, Märsche und Angriffe aller Armeecorps an den 4 Tagen der merkwürdigen und entscheidenden Schlacht bei Leipzig, den 16—19. October 1813, wo die französischen, italienischen, holländischen und rheinbündnischen Armeen von den russischen, östreichischen, preußischen und schwedischen Armeen gänzlich geschlagen worden sind. Mit 9 neuen Planen an Ort und Stelle aufgenommen von einem Militair und Augenzeugen. Illum. Quer-Folio. ¾ Thlr.

Herold und Agathe. Die Liebenden im Walde. Ein historischer Roman, nach einer wahren Geschichte aus den Zeiten des letzten Befreiungskrieges in den Jahren 1812 und 1813. Herausgegeben von F. Enoch. 1831. 1 Thlr.

Stumme Liebe. Ein häusliches Gemälde von Ernst Müller. Mit 3 illum. Kpfrn. ¾ Thlr.

Madrid wie es ist, oder Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche der Spanier im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. Aus dem Franz. von G. Sellen. 1⅓ Thlr.

Paris zur Zeit der Kaiserkrönung. Nebst einer Schilderung der Hauptpersonen bei diesem merkwürdigen Schauspiele. Aus den Briefen eines Augenzeugen. Mit 1 Portrait. 8. 1805. ¾ Thlr.

Der Rheingraf oder das kleine deutsche Hofleben. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen. Allen verliebten Prinzen und betrübten Prinzessinnen zu Nutz und Frommen an's Tageslicht gestellt. 1 Thlr.

Reliquien, herausgegeben von Wilhelm und Lina. ⅜ Thlr.

Scherz und Ernst. Sechs Erzählungen für meine Freundinnen. Mit 1 Bilde. 1821. ⅚ Thlr.

Uebervölkerung in Krähwinkel, oder Leben und Tod des Dr. Fuselgrimm. Eine Posse in 2 Acten. ¼ Thlr.

Zehn Unglücksabende des Abd-Arrahmann El-Iskanderany. Nach d. arabischen Manuscripte des Al-Mohdy übertragen von J. J. Marcel. Aus dem Französischen übersetzt von L. v. Alvensleben. 1830. 1½ Thlr.

Valentins verliebte Abenteuer und Irrfahrten. Komischer Roman nach Pigault-Lebrün, von G. Sellen. 2te Aufl. 2 Thle. 1829. 1½ Thlr.

Vergißmeinnicht. Eine Sammlung Erzählungen nach dem Englischen. Aus dem forget me not u. a. Frei übersetzt von G. Sellen. 3 Bände. Mit Bildern. 1827—1829. 3 Thlr.

Wien wie es ist. Fortsetzung der Sitten- und Charaktergemälde von London und Madrid. Aus

dem Französischen übersetzt von C. Forstmann. 1827. 1 Thlr.

F. Wiest, Rococo Gesammeltes in Bildern, Skizzen, Humoresken und Phantasiestücken. Zwei Hefte. 1 Thlr.

F. L. Würkert, Morgenklänge. Eine Sammlung romantischer Erzählungen und Gedichte. ⅔ Thlr.

Mein Zeitvertreib zu Verdün und auf dem Marsche nach Frankreich. Von einem Preußischen Officiere an einen seiner Freunde in Berlin. 8. 1798. ⅔ Thlr.

Rettung des Vaterlandes. Ein Schauspiel mit Gesang in 5 Aufzügen von Dr. G. Henrici. 2te Ausgabe. gr. 8. 1822. ¾ Thlr.

Der Podagrist. Original-Lustspiel in 2 Akten von Bösenberg. 8. 1797. ¼ Thlr.

Amors Geburt, Lebenslauf, Sieg u. Triumph. Mit 1 Kpfrn. 1½ Thlr.

Berlin wie es ist. Fortsetzung der Sitten- und Charaktergemälde von London, Madrid und Wien. Von C. v. K......y. 1827. 1 Thlr.

Gottfried van der Bloom. Ein Beitrag zur Geschichte des Reformationsgeistes in unsern Tagen. Mit 1 Kpfr. 1 Thlr.

Offene Briefe des Freiherrn Arminius von der Eiche und seines Leibjägers Hans Heidekraut. Während ihres Leid- und Freudelebens in Frankreich zu Ende des Consulats und zu Anfange des Kaiserthums geschrieben. 1 Thlr.

Dr. Eichmann, Dubois und sein Neffe, oder der Liebe Schicksal. Roman aus dem Leben. Zwei Thle. 1828. 2½ Thlr.

Wor

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Drobisch, Theodor,

Künstler-Novellen

Leipzig 1845

P.o.germ. 282 tb
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107448-3